Fürst und Musiker.

Zweiter Band.

Fürst und Musiker.

Zeitroman

von

Max Ring.

Zweiter Band.

Berlin, 1869.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Inhalt des zweiten Bandes.

Drittes Buch.

Viertes Buch.

Drittes Buch.

Erstes Capitel.

Ein Märtyrer der Wahrheit.

In einer abgelegenen, stilleren Straßen der Residenz wohnte der bekannte Doktor Steiner in der dritten Etage eines bescheidenen Hauses mit der Aussicht auf die benachbarten Dächer und Schornsteine. Trotz dieser Beschränkung machte das Arbeitszimmer des jungen Gelehrten einen freundlichen, fast behaglichen Eindruck.

Längs der Wände war die werthvolle Bibliothek aufgestellt, sein einziger und größter Schatz, für dessen Vermehrung er kein Opfer scheute, für die er sich so manche Entbehrung auferlegte. In den breiten Fächern von unpolirtem Fichtenholz standen die besten Ausgaben der römischen und griechischen Klassiker, die unsterblichen Dialoge Plato's, die erhabenen Tragödien des

Aeschylos, der vor Allen liebte und bewunderte, die Schätze der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage; andere Reihen enthielten die philosophischen und theologischen Schriften von Bedeutung, ehrwürdige Folianten in steifem Pergament und dunklen Lederbänden, eine imposante Gesellschaft aus allen Jahrhunderten, ein ehrwürdiges Concilium von auserlesenen Geistern von frommen Kirchenvätern, großen Denkern und Männern der Wissenschaft.

Aber auch die heitere Kunst war hier nicht ausgeschlossen und von der ernsten Gelehrsamkeit keineswegs verdrängt. Dafür sprach zunächst das tafelförmige Klavier und daneben das Notenpult, worauf Mozarts und Beethovens Symphonien neben den erhabenen Schöpfungen eines Bach, Gluck, Händel und Haydn aufgeschichtet lagen.

Am Fenster stand der mehr bequeme als elegante Arbeitstisch, bedeckt mit Manuscripten, Zeitschriften und den Erzeugnissen des Büchermarktes. Darüber erhob sich auf einer Console die Statue Lessings, seines großen Vorbildes, an dessen Anblick sich Steiner in seinem Kampfe für Licht und Wahrheit stärkte und aufrichtete.

Er selbst saß in dem alten, von dem Zahn der Zeit benagten Lederstuhl und schrieb, aber seine Gedanken schweiften heut zum ersten Mal von der vorliegenden Arbeit weit ab urd weilten bei der schönen Unbekannten, die er seit jener Begegnung im Concertsaal der Singakademie nicht mehr vergessen konnte.

Je zurückgezogener er bisher gelebt, desto mächtiger war der Eindruck, den ihre seltsame Erscheinung hinterlassen hatte. Bisher hatte der junge Gelehrte ausschließlich fast das Leben eines Einsiedlers geführt, das nur der Wissenschaft gewidmet war. Erst in den letzten Tagen hatte er erfahren, daß auch das Herz unabweisbare Rechte besitzt. Sein ganzes Leben war bis zu diesem Augenblick im Dienste des Geistes verflossen, ausschließlich der Wahrheit und freien Forschung geweiht gewesen, der er ohne Zaudern und Murren die größten Opfer gebracht hatte.

Er war ein Held des Gedankens, ein Streiter und Märtyrer der Wissenschaft. Sohn eines armen Landpfarrers, hatte er auf Wunsch seines Vaters das Studium der Theologie gewählt und sich durch seinen Fleiß und Eifer auf der Universität so hervorgethan, daß er die Aufmerksamkeit und Hoffnung seiner Leh-

rer weckte, welche bereits in ihm ein neues Kirchenlicht erblickten.

Bald aber gerieth der fromme Glaube seiner Jugend in Zwiespalt mit der eigenen Ueberzeugung, widersprachen die Satzungen der Kirche seiner philosophisch wissenschaftlichen Bildung.

Zu wahr und offen, um zu heucheln und ein falsches Bekenntniß abzulegen, entsagte er freiwillig dem geistlichen Beruf zum größten Leidwesen seiner gläubigen Eltern, indem er sich der akademischen Laufbahn und ausschließlich dem Studium der Philosophie widmete.

Aber auch hier stieß er auf unerwartete Hindernisse und Hemmungen, da seine Lehren und die Resultate seiner Forschungen vielfachen Anstoß erregten und ihn in Conflict mit dem System und der Richtung der Regierung brachten.

Die damals herrschende und von Oben herab begünstigte Partei, welche den sogenannten „christlich germanischen Staat“ an die Spitze ihres Programms stellte, übte eine wahre Inquisition gegen den freien Geist und verfolgte jede abweichende Meinung bald mit kleinlicher Quälerei, bald mit brutaler Rücksichts-

losigkeit, obgleich sie bemüht war, heuchlerisch den den äußersten Schein zu wahren.

Die von Tag zu Tag zunehmende Popularität des jungen Privatdozenten, der Andrang der Studirenden zu seinen Kollegien, die Begeisterung der Zuhörer, die Anerkennung der gelehrten Welt vermehrten nur die Zahl seiner Gegner und weckten das Mißtrauen seiner engherzigen Vorgesetzten.

Vorläufig schützte ihn noch sein großer Ruf; die Rücksicht auf die öffentliche Meinung, welche man nicht geradezu herausfordern wollte, da Steiner sich durchaus in den gegebenen Schranken hielt und nur das Recht der freien Forschung für sich in Anspruch nahm.

Man begnügte sich daher, eine günstigere Gelegenheit abzuwarten, um an ihm den unterdrückten Groll auszulassen. Er selbst bot den Finsterlingen einen willkommenen Grund, als er die Resultate seiner Studien in einem Werke niederlegte, welches nach allen Seiten das größte Anfsehen erregte, indem es hier mit Bewunderung, dort mit Abscheu begrüßt wurde.

Unter dem Titel „Christus und die Kirche" entwickelte der Verfasser seine, auf den tiefsten Forschun-

gen und gewissenhaftesten Studien beruhende Ansichten über die christliche Religion und ihre Umwandlung im Laufe der Jahrhunderte.

Mit unerschrockener Wahrheitsliebe, lediglich vom Standpunkt einer wissenschaftlichen Kritik wies er den inneren Zwiespalt nach zwischen der ursprünglichen Lehre des Erlösers und der herrschenden Kirche, indem er schonungslos ihre Blößen und inneren Widersprüche mit dem Geiste des wahren Christenthums und ihre Unverträglichkeit mit dem religiösen Bewußtsein und den Bedürfnissen der Gegenwart aufdeckte.

Seit Jahren hatte kein Buch einen ähnlichen Erfolg gehabt; die Wirkung war eine wahrhaft erschütternde und wurde nur noch durch die bewunderungswürdige Behandlung des Stoffes wesentlich verstärkt. Obgleich in den Grenzen der strengsten Wissenschaftlichkeit gehalten und keineswegs auf den Beifall der Menge berechnet, verband Steiners Werk mit der ihm eigenen Gediegenheit, eine Klarheit und Gefälligkeit der Darstellung, wie sie nur selten bei deutschen Gelehrten gefunden wird.

Durch diesen Umstand erhielt das Buch eine nie geahnte Bedeutung und selbst Zugang in den

Kreisen, welche sonst den ernsten philosophischen Studien verschlossen bleiben. Nicht nur Männer der Wissenschaft, sondern auch Laien, selbst gebildete Frauen lasen und bewunderten die neue Schrift, welche durch Form und Gehalt, durch ihre Wahrheitsliebe und männliche Sprache unwillkürlich an den unsterblichen Lessing hier und da erinnerte.

Das Buch war ein Ereigniß, das Gespräch des Tages, die Unterhaltung aller Gebildeten geworden. Die ersten und bedeutendsten Geister der Nation nahmen Partei für den Verfasser und sprachen unumwunden ihre Anerkennung und Bewunderung aus.

Um so größer war dagegen der Haß und Neid seiner Feinde und besonders der von ihm angegriffenen Theologen. Während alle freisinnigen Blätter und Zeitungen unumwunden dem jungen Gelehrten das größte Lob ohne Rückhalt zollten, erhoben die Organe der politischen Finsterlinge, besonders die durch ihre Unduldsamkeit bekannte Kirchenzeitung ihr Zetergeschrei über den abtrünnigen Frevler und Kirchenschänder.

Freunde und Feinde kämpften mit der größten Erbitterung; eine Fluth von Pamphleten und Brochüren von enthusiastischen Artikeln und gehässigen Angriffen erschien im Laufe weniger Wochen und trug

nicht wenig dazu bei, den Namen des Verfassers populär zu machen.

Die zunehmende Aufregung bot der Regierung den längst gesuchten Vorwand gegen den ihr mißliebigen Privatdocenten einzuschreiten. Sie erließ ein Verbot gegen das gefährliche Buch, ohne jedoch die Verbreitung und Wirkung desselben hindern zu können, und zog den Verfasser zur Verantwortung.

Eine Disciplinar-Untersuchung wurde gegen ihn eingeleitet, sie endete, wie zu erwarten stand, mit seiner Entfernung von der Universität, obgleich ihm keine Verletzung der bestehenden Gesetze nachgewiesen werden konnte. So wurde Steiner gezwungen, seine akademische Laufbahn aufzugeben und dem ihm lieb gewordenen Wirkungskreise zu entsagen.

Schwerer noch als diese Maßregel, deren Gehässigkeit auf ihren Urheber zurückfiel, traf ihn der Kummer, den er wider Willen seinen rechtgläubigen Eltern bereitete, indem sich der erzürnte Vater von dem verlorenen Sohn lossagte, dem er nur unter der Bedingung eines förmlichen und feierlichen Widerrufs verzeihen wollte.

Es war ein bitterer Kampf, den er durchzukämpfen hatte, der Streit der kindlichen Liebe mit

der besseren Ueberzeugung, der Wahrheit mit dem Vorurtheil, das sich das ehrwürdige Antlitz der väterlichen Autorität lieh und durch die Maske der heiligen Pietät sein Herz zu erschüttern, seine Seele zu rühren suchte.

Mit tiefem Schmerz erfüllte ihn der Absagebrief des Vaters, mit noch schmerzlicheren Gefühlen die Zeilen der gliebten Mutter, die ihn, bekümmert um sein Seelenheil, mit rührenden Bitten bestürmte, mit zärtlichen Warnungen beschwor, den betretenen Irrweg zu verlassen und reuig in den Schoos der Kirche, in die ihm entgegengestreckten Arme der Eltern zurückzukehren.

Er litt die Qualen einer geistigen Tortur, welche der körperlichen Folter nichts nachgab, mit denen in früherer Zeit die Märtyrer der Wahrheit zum Abfall gezwungen werden sollten. Vor seinem Geiste standen die theuren Bilder der Heimath, die ehrwürdige Gestalt eines geliebten Vaters, das mit Thränen benetzte Antlitz seiner Mutter, mit Thränen, die sie um Seinetwillen weinte.

Was nützte ihn der Beifall der Menge, selbst das Lob und die Anerkennung der Besten? Sie konnten ihm nicht die verlorene Liebe ersetzen. Auf

der Höhe seines Ruhms, im Vollgenuß seiner Popularität fühlte er sich einsam, verlassen und unglücklich, weil die seinem Herzen am nächsten Stehenden ihn nicht verstanden und sich von ihm losgesagt hatten.

Und doch konnte, durfte er nicht zurück, nicht durch einen schmählichen Widerruf sein eigenes Werk zerstören, seine innerste Ueberzeugung, die ihm heilige Wahrheit verleugnen. Als das höchste und schwerste Opfer von ihm verlangt wurde, wankte er nicht in der Stunde der Versuchung, die um so mächtiger war, da sie sich an die reinsten menschlichen Empfindungen eines zärtlichen Sohnes wandten.

Er antwortete seinen Eltern voll Pietät, ohne ihre Vorurtheile, ihre ihm bekannte Frömmigkeit zu verletzen. Indem er seine Handlungsweise zu rechtfertigen suchte, berief er sich auf das Beispiel eines Luther, all der frommen und verehrten Männer, welche, wie er, im Zwiespalt mit der herrschenden Ansicht nur ihrer inneren Ueberzeugung folgten und unter den größten Anfechtungen und Gefahren der Wahrheit allein die Ehre gaben.

Alles umsonst! Die Eltern schwiegen und das Vaterhaus blieb ihm verschlossen.

Von der Universität entlassen, von seiner Familie verstoßen, blieb ihm nichts übrig, als sein Leben

ferner durch schriftstellerische Arbeiten zu fristen, obgleich ihm innerlich der Handel mit den Schöpfungen seines Geistes widerstrebte. Aber die harte Noth ließ ihm keine andere Wahl, da ihm alle Wege verschlossen waren. Er entschloß sich daher, der Aufforderung eines speculativen Buchhändlers zu folgen und die Redaktion eines kritisch-wissenschaftlichen Blattes zu übernehmen.

Unter seiner Leitung gewann das neue Organ der freisinnigen Partei, welches unter dem Titel, „der deutsche Gedanke" erschien, eine große, unerwartete Bedeutung. Von der Idee durchdrungen, daß die Wissenschaft mit dem Leben Hand in Hand gehen, in ihm wurzeln und für dasselbe Früchte tragen sollte, verließ der junge Gelehrte den breit getretenen Weg der herkömmlichen Kritik, indem er die literarische Erscheinungen unter dem höheren Standpunkte dernationalen Entwickelung betrachtete und nur zum Ausgangspunkt seiner tief eingreifenden Beurtheilung der Zeitverhältnisse nahm.

Dadurch gewann sein Journal eine sociale und politische Tragweite, eine überraschende Verbreitung und Theilnahme in den gebildeten Kreisen. Immer tiefer drangen diese lichtvollen, von aller gelehrten

Pedanterie entfernten Ansichten in die verschiedensten Schichten der Gesellschaft ein und trugen wesentlich dazu bei, das nationale Bewußtsein zu kräftigen, den Drang nach liberalen Institutionen zu steigern.

Um den geistvollen Redakteur sammelten sich bald die bedeutendsten Kräfte, so daß sein Blatt nach und nach eine eben so bewunderte als gefürchtete Macht auf die öffentliche Meinung ausübte. In demselben Maße jedoch wuchs auch der Haß der alten Gegner, welche es nicht an offenen Angriffen und geheimen Denunciationen fehlen ließen.

Durch ihre Einflüsterungen wurde die Regierung aufmerksam gemacht und erkannte rechtzeitig die Gefahr, welche sie anfänglich vollkommen ignorirt hatte. Erst jetzt lernte Steiner die rechtslose Lage, das traurige Schicksal eines Tagesschriftstellers kennen.

Jede Stunde brachte ihm eine neue Quälerei, jeder Augenblick wurde ihm durch jene kleinlichen Verfolgungen, durch jene erbärmlichen Neckereien verbittert, welche durch ihre heimtückischen Stecknadelstiche einen Mann tiefer verletzen nnd seine Geduld auf eine härtere Probe stellen, als die offene brutale Gewalt.

Auf die Weisung seiner Vorgesetzten übte der bornirte Censor, der sich bisher durch das wissenschaft-

liche Gepräge der Zeitung täuschen ließ, eine um so größere Strenge, je nachsichtiger er sich bisher wegen mangelnder Einsicht gezeigt hatte.

Durch verdoppelten Eifer suchte der ängstliche Mann seinen Fehler wieder gut zu machen und jeden Verdacht der Mitschuld abzuwälzen, indem er fortan mit wahrer Berserkerwuth den Rothstift walten ließ und oft die unschuldigsten Sätze unbarmherzig zusammenstrich, wenn er in seiner Beschränktheit darin irgend einen geheimen Sinn, eine gefährliche Absicht zu erkennen glaubte.

Vergebens protestirte der junge Gelehrte gegen eine solche ungerechtfertigte Willkür; er wurde überall mit seinen Beschwerden abgewiesen und der Minister, an den er sich deshalb persönlich wendete, rechtfertigte nicht nur das Verhalten des unverständigen Beamten, sondern drohte mit noch strengeren Maßregeln für die Zukunft, wogegen er für den Fall der Umkehr und Abschwörung der bisherigen Grundsätze Steiner die Aussichten auf eine glänzende Laufbahn und schnelle Beförderung eröffnete.

Da dieser eine solche Zumuthung mit Entrüstung zurückwies, ließen auch die angedrohten Folgen seiner Weigerung nicht lange auf sich warten. Seine Ma-

nuscripte kehrten so entstellt und verstümmelt aus den Händen des mit neuen Instructione versehenen Censors zurück, daß er sie öfters kaum wieder erkannte.

Seine besten Gedanken wurden dadurch verunstaltet wie edle Marmorbilder unter den Händen roher Barbaren zerstört. Nicht besser erging es den Mitarbeitern, die sich deshalb beschwerten und sich zurückzuziehn drohten. Außerdem wurde durch die wiederholte Beschlagnahme und Confiscation der Credit des Blattes erschüttert, sein Erscheinen unterbrochen und auf diese Weise die Zahl der Abonnenten vermindert.

Es war entschieden darauf abgesehen, Steiner zu ruiniren, sein Journal zu unterdrücken. So wurde der junge Gelehrte einer jener Märtyrer der Wissenschaft, von deren geheimen Leiden und inneren Kämpfen die große Menge keine Ahnung hat.

Grade unter den oft verkannten, und selbst von den sogenannten gebildeten Kreisen mit einer gewissen Geringschätzung behandelten Journalisten finden wir öfters einen Grad von Selbstverleugnung, eine Opferfreudigkeit und Hingebung für ihre Ueberzeugung, wie sie kaum ein anderer Stand aufzuweisen hat.

Mit wahren Heldenmuth kämpfen diese Männer für die Wahrheit, für Recht und Freiheit, ohne Aussicht auf jeden Lohn. Täglich wälzen sie mit bewunderungswürdiger Geduld den Stein des Sysiphus, stehen sie vor der Bresche gleich dem jüdischen Volke, das die zerstörten Mauern von Jerusalem aufrichtete, in der einen Hand die Mauerkelle, in der andern das Schwert zum Kampf bereit, um den anstürmenden Feind abzuwehren.

Ihre besten Gedanken sind für den Tag geboren, und werden vergessen, bevor der Abend kommt. Nicht einmal der Ruhm bleibt ihnen und ihr Name wird kaum genannt. Wie der unbekannte Sämann schreiten sie durch das Leben und streuen unbekümmert den Samen aus. Wer denkt beim Anblick der grünen Saaten, beim Genuß der goldenen Frucht noch der segensreichen Hand, des geistigen Arbeiters und der Schweißtropfen, die ihm der heiße Sonnenbrand entpreßt?

Gleichgiltig empfängt die Menge das tägliche Brod, dei Nahrung der Seele und nur Wenige wissen, oder ahnen auch nur, welch' eine Fülle von Wissen und Intelligenz, von Muth und Ausdauer diesen vorüberrauschenden Blättern inne wohnen, welche

Kämpfe, Leiden und innere Qualen in den dunklen Lettern verborgen sind.

Trotz all dieser traurigen Erfahrungen und Verfolgungen ließ sich Steiner nicht abschrecken; er harrte auf seinem schwierigen Posten geduldig aus, im fortwährenden Kampfe mit den Bedrückungen und Anfeindungen der mächtigen Gegner. Seine Ueberzeugung wankte nicht, aber wohl fühlte er sich in der letzten Zeit verlassen und allein; wohl sehnte er sich nach einem Herzen, dem er ganz vertrauen, nach einem Geiste der ihn verstehen, und wenn er zu erliegen drohte, wieder aufrichten konnte.

Noch nie aber hatte er seine Einsamkeit so tief und schmerzlich empfunden, als seit dem Augenblick, wo er jene räthselhafte Unbekannte in dem Concerte Norin's gesehen und kennen gelernt. Ihr Bild verließ ihn nicht und selbst bei der Arbeit schwebte das bleiche, schöne Gesicht vor seinen Augen. Eine seltsame Unruhe, die er früher nie gekannt, hatte ihn ergriffen; die gewohnten Beschäftigungen widerten ihn an und vermochten nicht, wie sonst seinen Geist auszufüllen. Er war zerstreut, mißmuthig, unzufrieden und im hohem Grade reizbar, ohne die Ursache dieser inneren Verstimmung zu kennen.

Zuweilen ertappte er sich jedoch auf dem Wunsch, der reizenden Fremden wieder zu begegnen, aber sie schien wie eine überirdische Erscheinung verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen, so daß er geneigt war, das ganze Abenteuer nur für ein neckendes Traumbild zu halten.

Und doch konnte er sie nicht vergessen.

Zweites Capitel.

Der anonyme Dichter.

Es dunkelte bereits, als der junge Gelehrte seine Arbeit beendete und nach der Buchdruckerei schickte, ohne jene innere Befriedigung zu empfinden, die er sonst gewöhnlich nach vollbrachtem Werk genoß.

Die Tagelöhnerei des Geistes ekelte ihn an und doch fand er noch immer nicht die nöthige Freiheit und Ruhe. Stöße von eingegangenen Manuscripten und Recensions-Exemplaren lagen auf seinem Arbeitstisch und mahnten ihn an seine Pflicht. Er zündete die Lampe an und griff mechanisch aus dem vor ihm liegenden Haufen nach einem neuen, so eben erschienenem Buch, das auf seine Besprechung wartete.

Mit Widerwillen ging er an diese, meist unfruchtbare Arbeit, die schmutzige Wäsche der Literatur zu

voilà

waschen, da ihm die Schwäche der meisten Erzeugnisse auf diesem Gebiete nur zu gut bekannt war. Auch die Poesie krankte an jener inneren Zerrissenheit, an der geistigen Lüge, welche die ganze Zeit charakterisirte.

Um so mehr wurde er überrascht, als ihm hier schon auf den ersten Seiten ein Geist begegnete, der durch wunderbare Tiefe und Originalität ihn fesselte. Das Gedicht, welches er zufällig anfgeschlagen hatte, führte den Titel „Magdalena“ und schilderte die inneren Seelenkämpfe, die Leiden und Verirrungen einer großartig angelegten Frauenseele.

Ein wahrer Dichter war hier plötzlich aufgetaucht, der das Frauenschicksal in der modernen Gesellschaft in der ergreifendsten Weise darstellte. Die Heldin dieser furchtbar schönen Tragödie war ein tief gekränktes, ohne jede Schuld verrathenes Weib, das sich an ihrem Verführer in erschütternder Weise rächte und darüber selbst zu Grunde ging.

Die dämonische Gluth der Leidenschaft, die hinreißende Gewalt der Sprache, die Neuheit der Situationen, die psychologische Vertiefung der Charaktere übten auf ihn eine unwiderstehliche Wirkung aus.

Es lag etwas Berauschendes in dem Werke, ein

sinnberückender Zauber, eine verführerische Gewalt, der er sich nicht zu erwehren vermochte. Während er las, schlug sein Herz heftiger als sonst, fühlte er sich von einer fieberhaften Aufregung ergriffen.

Nur eine Frau vermochte die Leiden des weiblichen Geschlechts, die Qualen der Liebe, die Täuschungen und Irrthümer der Leidenschaft, den Egoismus des Mannes so hinreißend wahr, so ergreifend auszudrücken und doch widersprach der kühne, fast verletzende Geist, der in diesem Gedicht athmete, und die plastische Sicherheit der Charaktere einer solchen Annahme.

Zu der Bewunderung für das geniale Kunstwerk gesellte sich der Wunsch, den Schöpfer desselben kennen zu lernen, der jedoch allzubescheiden seinen Namen auf dem Titelblatt verschwiegen hatte. Vergebens suchte der junge Gelehrte in dem Kreise der ihm bekannten Schriftsteller einen Dichter, dem er eine solche poetische Kraft zutrauen konnte.

Manche Schwächen, die seinem kritischen Scharfblick nicht entgangen waren, deuteten allerdings auf ein Erstlingswerk, aber selbst die Fehler trugen den Stempel nicht des Mangels, soodern des Ueberflusses einer ursprünglichen, allzu reichen Natur, die zu

ihrer Vollendung nur noch des künstlerischen Maßes bedurfte.

Vor Allem vermißte der Leser jene objective Ruhe, welche den Stoff beherrscht und mitten in dem tobenden Meer der Leidenschaft unverrückt das dichterische Ziel im Auge behält. Ueberall drängte sich unwillkürlich das subjective Gefühl hervor, wodurch zuweilen die Wahrheit der Charakteristik die Natürlichkeit der Situationen beeinträchtigt wurde.

Doch selbst diese fühlbaren Mängel trugen nur dazu bei, das Intersse an der Person des Verfassers zu erhöhn. Was das Kunstwerk dadurch verlor, gewann der Künstler, zu dem man sich unwiderstehlich hingezogen fühlte.

Ganz erfüllt von dem großen Eindruck des eben gelesenen Gedichtes schrieb der junge Gelehrte seine Kritik darüber, welche schon in den nächsten Tagen in seinem Journal erschien und ein ungewöhnliches Aufsehn erregte.

Ohne die Fehler des Werkes zu verschweigen, zollte er dem großen Talent des unbekannten Dichters seine volle Anerkennung, indem er auf die Bedeutung der neuen Erscheinung mit beredten Worten hinwies.

Seine Empfehlung machte das bis jetzt vollkommen ignorirte Buch bekannt und auf den anonymen Autor aufmerksam. Man lebte damals noch in einer Zeit, wo trotz der politischen Aufregung ein literarisches Erzeugniß durch eine derartige Kritik zu voller Geltung gelangen konnte.

Die gewichtige Stimme des jungen Gelehrten genügte, das höchste Interesse für das Buch zu erwecken, um so mehr, da Steiner wegen seiner strengen Unparteilichkeit und Gewissenhaftigkeit in den maßgebenden Kreisen geachtet wurde.

Dazu kam noch der Reiz des Geheimnißvollen, der die Person des Dichters wie mit einem Schleier umgab. Man beschäftigte sich mit ihm wie mit einem interessanten Räthsel, das man vergebens zu errathen suchte. Bald bezeichnete man diesen, bald jenen gefeierten Schriftsteller als den muthmaßlichen Verfasser, bis man zuletzt auf die berühmte Frau verfiel, welche schon seit Jahren derartige Räthsel dem Publikum zu errathen gab, und heut als neckender Kobold, morgen als moderne Sybille aus ihrem aristokratischen Versteck auftauchte.

Selbst Steiner, der deshalb vielfach von Freunden und Bekannten angegangen wurde, befand sich in

völliger Unwissenheit und vermochte eben so wenig den gewünschten Aufschluß zu geben, da der Dichter sein Geheimniß mit bewunderungswürdiger Bescheidenheit und Ausdauer zu bewahren wußte.

Das einzige Lebenszeichen waren einige Zeilen an den Kritiker, worin der anonyme Dichter seinen Dank in eben so innigen als geistreichen Worten aussprach, aber der Brief war nicht unterzeichnet und die Handschrift selbst bot keinen Anhaltspunkt, obgleich sich Steiner die Mühe gab, seine reiche Correspondenz und Autographensammlung durchzugehn und damit zu vergleichen, da er sich selbst lebhaft für den noch immer verborgenen Dichter interessirte.

Von der Fruchtlosigkeit seiner Nachforschungen überzeugt, gab er die Hoffnung auf, ebenso wie er längst darauf verzichtet, die Spuren jener schönen Unbekannten zu entdecken, deren Erscheinung ihm einen so tiefen Eindruck hinterlassen hatte.

Beide Ereignisse beschäftigten jedoch seinen Geist und steigerten nur noch das Gefühl der Einsamkeit.

Der junge Gelehrte befand sich in jener eigenthümlichen Stimmung, die früher oder später einmal im Leben den strebenden Mann unwillkürlich wie eine geheimnißvolle Naturgewalt zu beschleichen pflegt,

wenn wir die Nichtigkeit und Wandelbarkeit aller menschlichen Verhältnisse erkennen und uns nach einem dauernden, unvergänglichen Glücke sehnen, das allein eine große, wahre und reine Liebe zu gewähren vermag.

Einen Ersatz suchte und fand er, wenn auch nicht in dem gewünschten Maße in dem Umgang mit der geistvollen Frau seines Universitätsfreundes, des Sanitätsraths Eichler, der als viel beschäftigter Arzt eine hohe Achtung genoß.

Juliens liebenswürdige Weiblichkeit that ihm jetzt doppelt wohl und gern verweilte er in ihrer Nähe, wenn er sein mühsames Tagewerk beendet hatte. Bei ihr fand er jene zarte Theilnahme, jenes wundersame Verständniß für seine geheimen Leiden, das den meisten Frauen angeboren und auf einer instinctmäßigen Sympathie zu beruhen scheint.

Ohne ihn zu fragen, ahnte sie den Grund seiner Schwermuth, errieth sie die geheime Ursache seiner Verstimmung, wodurch er ihr nur noch näher rückte und noch theurer wurde, wie die Mutter ihr krankes Kind am meisten liebt.

So kam es, daß er ihre Gesellschaft jeder andern vorzog und sich in dem Hause des Freundes besonders wohlgefiel, wozu der Sanitätsrath durch seine

grade, offne Natur und seine gleiche politische Gesinnung wesentlich beitrug.

Beide Gatten verstanden es, sich und Andern das Leben so angenehm wie möglich zu machen und um sich einen Kreis interessanter und bedeutender Männer und Frauen zu vereinigen, die sich in den gastlichen Räumen behaglich fühlten und immer mit Vergnügen wiederkehrten.

Die glücklichen Verhältnisse des Sanitäts-Raths gestatteten ihm, sich mit jedem Comfort zu umgeben und eine Gastfreiheit zu üben, die seiner geselligen und humanen Natur entsprach.

Gewöhnlich versammelten sich die Freunde an einem bestimmten Abend in der Woche um den Theetisch der Sanitätsräthin zu einer heiteren und interessanten Unterhaltung, welches die verschiedensten Gebiete, Literatur, Kunst und Politik umfaßte.

Hier fand Steiner die gewünschte Erholung und Zerstreuung nach der Arbeit, eine entsprechende Häuslichkeit, die ihn seine Einsamkeit vergessen ließ, vor Allem aber innige Freundschaft und Theilnahme an seinem Geschick.

Wie die meisten Frauen, die sich innerhalb der Familie glücklich fühlen, war auch Julie darauf be-

dacht, ihre männlichen und weiblichen Freunde desselben Glückes theilhaftig zu machen. Die einzige Schwäche der liebenswürdigen Sanitätsräthin, über die ihr Gatte zuweilen in seiner humoristischen Weise spottete, äußerte sich in dem unaufhörlichen Bestreben, Heirathen zu stiften und eheliche Verbindungen zu vermitteln.

Einige Partieen, die durch ihre Bemühungen zu Stande gekommen und günstig ausgefallen waren, erhöhten nur noch ihren Eifer und bestärkten sie in ihrer menschenfreundlichen Absicht. Vor Allem war es aber ihr Lieblingswunsch den jungen Gelehrten durch das von ihr selbst erprobte Mittel allen seinen inneren Leiden und äußeren Bedrängnissen zu entreißen.

„Sie müssen heirathen,“ lautete ihr ewiger Refrain, „und ich werde Ihnen eine für Sie passende Frau auswählen.“

Halb im Scherz, halb im Ernst protestirte Steiner gegen die Zumuthungen der für seine Zukunft besorgten Freundin, welche stets eine große Liste heirathsfähiger Damen zur geeigneten Auswahl ihm bei solchen Gelegenheiten vorzuschlagen pflegte.

Da er jedoch in seiner gegenwärtigen Stimmung

weniger als je geneigt war, auf ihre immer dringender werdenden Anträge einzugehn, so hatte er sich veranlaßt gefunden, seine Besuche bei der Sanitätsräthin in der letzten Zeit etwas zu beschränken und besonders ihre festen Gesellschaftsabende zu vermeiden, wo sie gewöhnlich von einer Schaar mehr oder minder empfehlenswerther Heirathscandidatinnen umgeben war.

Erst ihre wiederholten Einladungen führten ihn heute wieder in das Haus der Freundin zurück, wo er mit gewohnter Herzlichkeit von ihr empfangen wurde.

„Das ist schön," sagte Julie, ihm ihre Hand reichend, „daß Sie Sich wieder sehen lassen. Ich sollte Ihnen eigentlich zürnen, daß Sie so lange fortgeblieben sind, aber Sie gehören einmal zu den Menschen, denen man nicht ernstlich böse sein kann und obgleich Sie meine Güte nicht verdienen, habe ich Ihnen eine angenehme Ueberraschung zugedacht."

„Eine Ueberraschung?" fragte Steiner verwundert. „Darf man wissen, worin dieselbe bestehen soll?"

„Das ist eben mein Geheimniß," scherzte die Sanitätsräthin.

„Sie machen mich in der That neugierig."

„Rathen Sie und ich will Ihnen sagen, ob Sie das Richtige getroffen haben.“

„Ich bin nicht besonders glücklich im Errathen.“

„Versuchen Sie es nur, vielleicht glückt es Ihnen.“

„Am Ende handelt es sich wieder um eine Dame,“ entgegnete Steiner mit komischem Verdruß.

„Sie sind in der That ein wahren Oedipus, der das Räthsel der Sphynx gelöst hat.“

„Das war bei Ihnen grade nicht allzuschwer, da ich nur zu gut Ihre schwache Seite kenne.“

„Wie ungalant! Zur Strafe sollen Sie auch kein Sterbenswort von mir erfahren.“

„Und doch brennen Sie vor Verlangen, Ihr Geheimniß los zu werden, grade wie die Kinder, wenn der Weihnachtsbaum vor der Thür steht.“

„Sie sollen sehen, daß ich ein Geheimniß besser bewahren kann, wie mancher Mann.“

In der That ließ die Sanitätsräthin das angefangene Gespräch wieder fallen, indem sie auf andere Gegenstände überging und sich nach seinen Arbeiten — den neusten literarischen Erscheinungen theilnehmend erkundigte, wobei sie auch mit höchster Anerkennung von dem vielgenannten Gedichte „Magda-

lena" und seiner eignen Kritik des genialen Werkes sprach.

„Ich gestehe," sagte Julie, „daß mich seit langer, langer Zeit kein Buch in dem Maße interessirt und gefesselt hat, wie dieses herrliche Gedicht, das Sie ja ebenfalls so hoch stellen. Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, nachdem ich es gelesen. Die Gluth der Leidenschaft, diese hinreißende Sprache versetzten mich in eine fieberhafte Aufregung. Nur ein wahrer Poet kann eine solche Gewalt auf den Geist ausüben, uns zugleich so tief rühren und so unwiderstehlich fesseln. Unwillkürlich regt sich der Wunsch, ihn kennen zu lernen und Näheres über sein Schicksal zu erfahren."

„Obgleich ich diesen Wunsch theile," versetzte Steiner, „so habe ich doch jede Hoffnung aufgegeben, ihn erfüllt zu sehn, da der Verfasser die strengste Anonymität beobachtet."

„Also haben auch Sie keine Ahnung, wer wohl der ungenannte Dichter sein dürfte?"

„Trotz meiner Bemühungen habe ich ihn nicht ermitteln können."

„Aber Sie würden Sich gewiß freuen, wenn der

Schleier, worin er seine Person verhüllt, endlich einmal fallen sollte.“

„Zwar kümmert mich sonst die Persönlichkeit des Dichters wenig oder garnicht, da ich es nur mit seinen Werken zu thun habe. In dem gegenwärtigen Falle jedoch gestehe ich meine Neugierde zu und bin nicht minder gespannt wie alle Welt auf die Entdeckung eines Mannes, der mit einem so großen Talent zugleich eine in unserer Zeit so seltene Bescheidenheit verbindet.“

„Sie glauben, daß nur ein Mann der Dichter dieses Drama's sein kann. Wenn sich aber eine Frau hinter dem Schleier verbergen sollte?“ fragte Julie mit schalkhaftem Lächeln.

„Ich traue keiner Frau diese geniale Schöpferkraft, eine so scharfe Beobachtung, eine so tiefe Lebensanschauung zu.“

„Wirklich! Nun ich danke Ihnen im Namen meines Geschlechts für Ihre freundliche Ansicht. Sie scheinen die schriftstellerischen Frauen nicht besonders zu lieben.“

„Wenn ich aufrichtig sein soll, so halte ich die überhand nehmende Betheiligung der Frauen an unserer

Literatur eher für schädlich als förderlich, obgleich ich, wie Sie wohl wissen, das wahre Talent überall anerkenne, wo es mir begegnet. Aber die Mehrzahl der weiblichen Schriftsteller leidet entweder an einer krankhaften Sentimentalität, oder an einer herabziehenden Trivialität. Ihre Gedanken erheben sich selten über die beschränkte Sphäre, welche Sitte und Gewohnheit, das Vorurtheil der Männer und vor Allem eine verkehrte Erziehung ihnen angewiesen hat. Erst wenn diese Hindernisse schwinden, kann und wird auch der weibliche Geist eine ebenbürtige Stellung in der Literatur einnehmen. Wo bis jetzt eine bevorzugte Natur, wie die auch von mir bewunderte George Sand diese Schranken durchbricht, so geschieht es gewöhnlich nur gewaltsam, auf Kosten ihres Glückes oder ihrer Weiblichkeit."

„Das kann ich nicht zugeben und ich hoffe Sie mit Leichtigkeit zu widerlegen. Grade in der neuesten Zeit sind eine Reihe weiblicher Schriftsteller aufgetreten, welche den Beruf unseres Geschlechts in glänzendster Weise rechtfertigen und besonders der Romanliteratur einen glänzenden Aufschwung gegeben haben."

„Allerdings ist der Roman das eigentliche Feld

der Frauen und ich will Ihnen gern einräumen, daß sie auf diesem Gebiete gegenwärtig in England und Frankreich, selbst bei uns in Deutschland eine unbestrittne Herrschaft üben, leider nicht zum Vortheil der wahren Poesie und des guten Geschmacks. Wenn ich auch gern ihre feine Beobachtungsgabe, ihre Kenntniß des menschlichen und besonders des weiblichen Herzens anerkenne, so fehlt ihnen dagegen der Blick in die Tiefen und Höhen des Lebens, der weite Horizont, die nöthige Objectivität und Unbefangenheit. Ihnen gehört auch hier das enge, beschränkte Haus, dem Mann die ganze Welt. Ihre eigentliche Domaine ist die Liebe in allen ihren Abstufungen und Wechselfällen. So groß nnd gewaltig auch diese Leidenschaft ist, so mächtig sie auch in alle Verhältnisse eingreift, so darf sie doch nicht ausschließlich den Geist beherrschen, alle anderen Interessen verdrängen, wie dies in den meisten Romanen geschieht, die fast nur noch von Frauen für Frauen geschrieben werden. Dadurch ist es wohl auch gekommen, daß Männer nur noch selten ein derartiges Buch lesen und das ganze Genre dem weiblichen Geschlecht überlassen zum größten Nachtheil für diesen wichtigen Zweig der Literatur."

„Unsere Männer haben keinen Sinn mehr für die Poesie, sie werden von der Politik und den materiellen Interessen völlig absorbirt.“

„Zwar droht die Politik und der Materialismus der Gegenwart das Interesse an den dichterischen Schöpfungen zu verdrängen, aber trotzdem sind noch alle gebildeten Männer empfänglich für den wahren und echten Dichter. Nur verlangen sie mehr als eine bloße Unterhaltung für den müßigen Geist, als diese ewigen Liebesgeschichten, diese verbrauchten Situationen und Charaktere. Soll der moderne Roman, der nach meiner Ansicht eine große Zukunft hat, seine Aufgabe erfüllen, so muß er unser ganzes sociales Leben in dichterischer Form kühn erfassen und die Wirklichkeit mit dem Ideal versöhnen, die Wahrheit mit der Schönheit verbinden, und die Welt und Gesellschaft uns im Spiegel eines freien, objectiven Geistes zeigen.“

Der Eintritt des Sanitätsrathes und die Ankunft der erwarteten Gäste machte der anregenden Unterhaltung ein unfreiwilliges Ende und gab dem Gespräche eine allgemeine Wendung, worin hauptsächlich die politische Stimmung des Tages vorherrschte, die in jener Zeit allerdings die anderen Interessen verdrängte.

Drittes Capitel.

Das gelöste Räthsel.

Seit der Thronbesteigung des jetzigen Königs war nämlich eine eigenthümliche Bewegung in das öffentliche Leben gekommen. Der junge, geistvolle Monarch wünschte selbst eine regere Betheiligung des Volkes an der Entwickelung des Staates und gefiel sich in dem Gedanken, durch eine Reihe neuer Schöpfungen die auf ihn, wie auf jeden Nachfolger gesetzten Hoffnungen zu erfüllen.

Nicht ohne Ehrgeiz und Eitelkeit strebte er nach einer wünschenswerthen Popularität, welche er durch die Hinwegräumung der drückendsten Schranken, durch Gewährung der dringendsten Forderungen zu erlangen suchte. Von dem edelsten Streben beseelt, von dem besten Willen erfüllt, vergriff er sich nur in der Wahl seiner Mittel und Werkzeuge bei der Ausführung seiner hochherzigen Absichten.

Vor Allem fehlte ihm die nöthige Energie und Consequenz, so daß er sich leicht von den widerstrebendsten Strömungen fortreißen ließ. Er wollte der Befreier und Wohlthäter seines Volkes werden, ohne seine bisherige, fast absolute Machtstellung aufzugeben; zugleich unumschränkt herrschen und liberal regieren, die ererbten Vorrechte der Krone, an dem Königthum von Gottes Gnaden festhalten und doch den unabweisbaren Forderungen der Gegenwart genügen, die überaus mächtige Büreaukratie beschränken, ohne ihr Ansehen zu schmälern, den allgemein verhaßten Adel höher stellen, ohne die immer mehr ihrer Macht und Kraft sich bewußte Bourgeoisie zu beleidigen, die traurige Lage eines drohenden Proletariats verbessern, ohne gegen die reichen Industriellen zu verstoßen.

Nothwendiger Weise sah er sich bei der Lösung dieser inneren Widersprüche gezwungen, zu den gefährlichsten Experimenten zu greifen, so daß er fortwährend zwischen den äußersten Extremen, zwischen mittelalterlichem Feudalismus und modernem Socialismus, zwischen einer finsteren, beschränkten Reaction und der von ihm selbst heraufbeschworenen Revolution schwankte.

Um die verfallene Aristokratie zu stärken, wurde

die Stiftung von Majoraten und Fideicommissen begünstigt, eine künstliche Pairie nach englischem Vorbilde zu schaffen versucht, der jedoch die unumgänglich nothwendigen historischen und materiellen Grundbedingungen fehlten. Eben so glaubte man durch die Einführung oder vielmehr durch die Wiederbelebung einer mittelalterlichen Zunft- und Gewerbeordnung allen Klagen des gesunkenen Handwerkes und dem zunehmenden Proletariat abzuhelfen.

Den anerkannten Ansprüchen des Landes auf eine zeitgemäße Verfassung, durch die heiligsten Versprechungen verbrieft und besiegelt, sollte durch die Ausbildung der ebenso unbedeutenden, als allgemein verspotteten ständischen Einrichtungen auf dem damals so beliebten Wege der sogenannten historischen Entwickelung genügt werden. Aber selbst im Schooße dieser loyalen Versammlungen entwickelte sich nach und nach eine mit jedem Tage wachsende Opposition.

Alle diese Maßregeln, welche nothwendiger Weise den Stempel der Halbheit, der Zwitterhaftigkeit und des inneren Zwiespaltes an sich tragen mußten, gaben den freilich nicht beabsichtigten Anstoß zu einer regeren politischen Bewegung und Betheiligung, deren Wirkungen und Folgen sich nicht mehr berechnen und

noch weniger von ihrem eigentlichen Urheber länger beherrschen ließen.

Die dadurch hervorgerufene Verstimmung zeigte sich besonders in dem wohlhabenden und gebildeten Bürgerstande, in jenen Kreisen, zu denen vor Allen der Sanitätsrath Eichler und seine Gäste, tüchtige und praktische Geschäftsleute, Industrielle, Aerzte, unabhängige Richter und strebsame Gelehrte gehörten. Hier wurden die wichtigsten Ereignisse des Tages mehr oder minder eingehend besprochen, die Schritte der Regierung, die hervorragenden Persönlichkeiten einer scharfen, oft leidenschaftlichen Kritik unterworfen und die vorherrschende liberale Stimmung im wechselseitigen Austausch der Gedanken befestigt und gestärkt.

Einen unbedingten Einfluß auf diese verschiedenen Elemente übte hier der Doctor Steiner, der gegewissermaßen ohne sein eigenes Zuthun als der geeignete Führer und Repräsentant dieser freisinnigen Richtung von seinen Freunden angesehen wurde, wozu ebenso sehr seine geistige Befähigung wie die vielfachen Verfolgungen der Regierung beigetragen hatten.

Unwillkürlich bildete er den Mittelpunkt dieser Gesellschaft, welche vermöge ihrer Verbindungen einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung übte.

Auch jetzt folgten die anwesenden Herren mit lebendiger Aufmerksamkeit seiner lichtvollen und klaren Darstellung der Verhältnisse, indem er die Unhaltbarkeit des herrschenden politischen Systems in schlagender Weise darthat und den gesunkenen Muth seiner Partei zu beleben und zu stärken suchte.

Ein leises Geräusch in der Thür unterbrach den Redner, der sich jedoch, ganz von seinem wichtigen Gegenstande erfüllt, nicht stören ließ und ohne aufzublicken in seinen interessanten Auseinandersetzungen fortfuhr; während die Sanitätsräthin die zuletzt gekommene Dame still begrüßte und sie mit einer freundlichen Bewegung einlud, auf dem nächsten Stuhle Platz zu nehmen, wo sie unbemerkt der sich entspinnenden Debatte zu folgen schien.

In den ausdrucksvollen Mienen der Fremden malte sich die innigste Theilnahme und das tiefste Verständniß für die angeregten Zeitfragen, so daß sie ganz darin vertieft, der ihr fremden Gesellschaft wenig oder gar keine Aufmerksamkeit schenkte, wogegen ihre eigenthümliche Schönheit und auffallende Erscheinung eine desto größere Beachtung fand. Offenbar war sie eine von den Frauen, die unwillkürlich und unter allen Verhältnissen sich geltend zu machen wissen und wo

sie sich auch zeigen mögen, nicht lange unbeachtet bleiben können.

Sie fesselte in der That weniger durch die Regelmäßigkeit und den sinnlichen Reiz ihrer Züge, als durch die geistige Lebendigkeit, durch das Stylvolle der bedeutenden und interessanten Physionomie, besonders durch das fast verzehrende Feuer ihrer dunklen Augen, welche gleichsam in zündenden Blitzen sich zu entladen schienen. Die fein gebogene Nase und das festgeschlossene Kinn verriethen einen hohen Grad von energischer Willenskraft und verliehen dem Gesicht eine gewisse Strenge und Herbheit, die jedoch durch die weichen, schwellenden Lippen und die sanfte Rundung der Wangen gemildert wurde, während der matt gelbliche Teint, jetzt von einer leichten Röthe überhaucht, an die eigenthümlich edle Farbe eines antiken Marmorbildes erinnerte.

Auch ihre Kleidung, obgleich in keiner Weise grade auffallend, trug dazu bei, sie von den übrigen Damen der Gesellschaft auszuzeichnen. Ein Kranz von grünen Weinblättern, wie ihn die Bilder der antiken Bachantinnen tragen, umschlang das kurz gelockte, knabenhaft geschnittene Haar von dunkelster, fast bläulicher Schwärze und beschattete die hervortretende

gewölbte Stirn und die fein modellirten Schläfen. Das weite, faltenreiche Gewand von weißem Cachemir floß um die schlanke und doch üppig volle Gestalt in weichen Wellenlinien, an der Brust und den Armen von einer in Gold gefaßten, kunstvollen Kamee zusammengehalten.

Ihre ganze Erscheinung war zugleich so befremdend und anziehend, daß sie die Neugierde der Gesellschaft erweckte und die Sanitätsräthin vielfach leise nach ihr gefragt wurde, da sie noch nicht Zeit gefunden hatte, die interessante Dame vorzustellen.

„Eine Patientin meines Mannes," antwortete sie ausweichend, mit mysteriösem Lächeln.

Unterdessen hatte auch der junge Gelehrte seinen Gegenstand erschöpft und die Herren ihr Gespräch, wenn auch nicht beendet, doch zum Theil abgebrochen. Nur der Fabrikant Traugold, einer der eifrigsten und einflußreichsten Liberalen, hielt noch Steiner fest, für den er eine besondere Zuneigung empfand.

„Verzeihen Sie," sagte die Wirthin, an Beide herantretend, „wenn ich Ihre interessante Unterhaltung unterbrechen muß, da eine hier fremde Dame die Bekanntschaft des Herrn Doctor zu machen wünscht."

„Meine Bekanntschaft?" fragte dieser verlegen.

„Das darf Sie doch nicht wundern,“ versetzte Julie lächelnd, „da Sie ja ein bekannter Schriftsteller sind und wir Frauen insgesammt für jede Berühmtheit schwärmen. Außerdem habe ich Ihnen für heute Abend eine Ueberraschung versprochen.“

„Sie finden das Schlachtopfer bereit,“ erwiderte er mit humoristischer Resignation. „Ich stehe sogleich zu Ihren Diensten und füge mich in das unabänderliche Geschick.“

„Dafür sollen Sie noch heute büßen und mir feierliche Abbitte thun.“

Mit diesen Worten ergriff die heitere Freundin seinen Arm und führte oder zog vielmehr den Resignirten zu dem Stuhle, auf dem die fremde Dame saß. Erst jetzt blickte er auf und erkannte sogleich jene interessante Unbekannte aus der Singacadamie, deren Anwesenheit ihn im höchsten Grade überraschte.

„Fräulein Livia Arvon, Herr Doctor Steiner!“ sprach Julie in feierlichem Ton, sich an seiner Verlegenheit mit liebenswürdiger Bosheit weidend.

Stumm, keines Wortes mächtig, verneigte sich der junge Gelehrte, während eine leichte Röthe, der sonst blassen Wangen, seine innere Bewegung verrieth.

„O! wir sind schon alte Bekannte,“ sagte die

fremde Dame unbefangen, indem sie mit gewinnender Herzlichkeit ihm ihre weiße feine Hand reichte, die er anzunehmen fast zögerte. „Wie es scheint,“ setzte sie hinzu, „haben Sie jene flüchtige Begegnung schon wieder vergessen.“

„Wäre das möglich!“ versetzte Steiner, noch immer nach Fassung ringend, „aber dieses plötzliche Wiedersehen kam mir in der That so unerwartet —“

„Sagte ich Ihnen nicht,“ bemerkte Julie, „daß Ihnen eine Ueberraschung bevorstehe. Sie sehen, daß ich mein Wort halte, obgleich Sie es nicht um mich verdienen.“

„Gnade, Gnade!“ flehte Steiner. „Wie konnte ich einen so glücklichen Zufall ahnen!“

„Der Zufall,“ versetzte Livia freundlich, „ist nur das Incognito der Vorsehung, welche die wunderlichsten Verkleidungen und Masken liebt. In Folge jener Ohnmacht, wobei Sie mir beistanden, entwickelte sich in mir ein krankhafter Zustand, dessen Vorläufer wahrscheinlich nur jener Anfall war. Ich sah mich genöthigt, ärztlichen Beistand zu suchen und fand in der Person des Herrn Sanitätsrathes einen eben so geschickten Arzt als theilnehmenden Freund, der mir nach meiner Genesung Alles gab, was mir fehlte, ein

Haus, das mir die Heimath ersetzt, eine zärtliche, liebevolle Schwester, die ich in dieser edlen Frau, in unserer gemeinschaftlichen Freundin Julie gefunden habe."

„Das war grade nicht schwer," erwiderte die enthusiastische Sanitätsräthin, „da man Dich nur zu kennen braucht, um Dich zu lieben. Ein so großes Talent, eine so geniale —"

„Hast Du mir nicht unverbrüchliches Schweigen versprochen?" drohte Livia mit aufgehobenem Finger. „Kein Wort weiter, oder Du zwingst mich, die Gesellschaft zu verlassen."

„Du bist und bleibst der größte Eigensinn, den ich kenne," schalt Julie gutmüthig, „und doch muß man Dir gut sein, man mag wollen oder nicht. Hab' ich mich doch gleich in den ersten Stunden unserer Bekanntschaft so hingezogen zu Dir gefühlt, daß ich Dir das schwesterliche „Du" antrug, mit dem ich sonst so zurückhaltend und sparsam zu sein pflege."

„Du hast mir damit unendlich wohlgethan, mich unaussprechlich damit beglückt, daß Du mir in meiner Verlassenheit wie ein rettender Engel erschienst. Durch Dich lernte ich die Welt wieder lieben, söhnte ich mich wieder mit meinem Schicksal aus."

„Um des Himmels willen!“ rief die Sanitätsräthin. „Verfalle mir nicht wieder in Deine frühere Schwermuth, aus der ich Dich nur mit Mühe gerissen habe. Sie glauben gar nicht,“ setzte sie gegen den jungen Gelehrten gewendet hinzu, „wie viel mir meine neue Freundin zu schaffen macht. Nur durch meine dringenden Bitten ließ sie sich bewegen, aus ihrer tiefen Verborgenheit hervorzutreten und in unserer heutigen Gesellschaft zu erscheinen. Ich glaube, wenn sie nicht gewußt hätte, daß auch Sie uns beehren würden, so hätte sie sich trotzdem nimmermehr erweichen lassen.“

„Ich gestehe offen,“ versetzte Livia, „daß ich mich danach sehnte, Ihnen meinen Dank auszusprechen, da ich Ihnen mehr verpflichtet bin, als Sie ahnen können.“

„Das Alles,“ sagte die Sanitätsräthin scherzend, „könnt Ihr Euch bei Tische sagen, wo Ihr hinlänglich Zeit finden werdet, noch näher mit einander bekannt zu werden.“

Freudig gehorchte Steiner dieser indirecten Aufforderung, indem er Livia seinen Arm anbot, um sie in den bereits gedeckten Speisesaal zu führen, wo er an ihrer Seite Platz nahm. Bald befand er sich mit

ihr in einem lebhaften Gespräch, da sie frei von jeder Befangenheit mit ihm wie mit einem alten vertrauten Freunde verkehrte.

Wenige Augenblicke genügten, um ihn zu überzeugen, daß ihm hier nicht nur ein ebenbürtiger, sondern in mancher Hinsicht fast überlegener Geist gegenüber stand. Mit einer Fülle seltener Kenntnisse verband seine schöne Nachbarin jene weibliche Divinationsgabe, welche häufig den Frauen angeboren, bei ihnen die Stelle des gründlichen Wissens vertritt. Durch keine Schulbegriffe in ihrem Denken beschränkt, durch keine überkommene Schablone eingeengt, überraschte Livia durch die Kühnheit und Originalität ihres Geistes, so daß er oft zweifelte, die Gedanken einer Frau zu vernehmen; aber es bedurfte dann nur eines Blickes, um ihn zu belehren, daß wirklich das reizendste Weib an seiner Seite saß.

Selbst die fast verletzende Kühnheit ihrer Lebensanschauung, die Schärfe ihres Urtheils, die ihn zuweilen an ihr befremdete, wurde durch die ihr eigene Anmuth gemildert; durch eine sanfte Trauer, die über ihre ganze Erscheinung gebreitet war, gleichsam verschleiert, so daß sie ihm dadurch nur um so interessanter erschien. Häufig erinnerte sie ihn an jene poetische

Frauen, welche in Italien einst durch ihr wunderbares Improvisationstalent die staunenden Hörer entzückten und ebenso sehr wegen ihrer Dichtergabe als wegen ihrer plastischen Schönheit gefeiert wurden. Mit diesem Zauber verband Livia das überraschendste Verständniß für seine Ideen; ein hingeworfenes Wort, eine leise Andeutung genügten ihr, um das tiefste Problem, den abstractesten Gedanken zu erfassen und zugleich eine Fülle eigener Anschauungen in ihr zu wecken. Was sie nicht wußte, das ahnte sie und was sie nicht kannte, errieth sie instinctmäßig mit genialer Leichtigkeit.

Eine ähnlich bedeutende Frau hatte der junge Gelehrte nie zuvor gesehen und kennen gelernt, ja kaum für möglich gehalten. Desto mehr mußte ihn jetzt diese seltene Vereinigung von weiblicher Schönheit und männlichem Geiste überraschen und fesseln, desto tiefer das neue, ihm selbst unerklärliche Gefühl ihn ergreifen, je unerfahrener sein reines Herz war, je einsamer und zurückgezogener er bisher gelebt hatte.

Dazu kam noch ein eben so unerwartetes als schmeichelhaftes Vertrauen, das sie ihm im Verlaufe ihrer Alles vergessenden Unterhaltung bezeugte, indem sie ihm einen tieferen Einblick in ihr Leben und ihren seltsamen Bildungsgang gestattete, wodurch sich seine

Theilnahme an der außerordentlichen Erscheinung nur noch steigerte.

Manche ihrer Aeußerungen und Ansichten, das ihr eigenthümliche Pathos und der fast dichterische Ausdruck ihrer Rede waren Steiner aufgefallen, ohne daß er sich von dem empfangenen Eindruck eine genauere Rechenschaft zu geben wußte. Zuweilen glaubte er, schon Gehörtes oder Gelesenes wieder zu empfangen, aber er strengte vergeblich sein sonst so treues Gedächtniß an, den ursprünglichen Quell dieser Reminiscenzen aufzufinden.

Es mochte wohl eine gewisse Ideenverwandtschaft sein, die ihn jetzt unwillkürlich an das vielbesprochene, anonyme Gedicht „Magdalena“ und an den noch immer unbekannten Verfasser erinnerte, als er sich veranlaßt fand, an Livia die Frage zu richten, ob sie das neue, so bedeutende Werk gelesen.

Die plötzliche Röthe ihrer Wangen, ihre sichtliche Verlegenheit mußten ihm umsomehr auffallen, je absichtsloser seine Frage war. Offenbar kämpfte sie mit sich selbst, ehe sie mit sichtlicher Ueberwindung ihm antwortete.

„Sie scheinen den Dichter zu kennen?“ fragte er, von einem freudigen Gedanken durchzuckt.

„Wie können Sie glauben?" versetzte sie ausweichend.

„Und wenn mich nicht Alles trügt, so sind Sie selbst die geniale Verfasserin."

„O!" flüsterte sie erröthend, „ich will und darf Sie nicht länger täuschen. Ihnen allein schulde ich die Wahrheit, die sonst nur noch meine Freundin Julie und ihr Gatte weiß. Indem ich Ihnen dies Geheimniß anvertraue, das mir die Pflicht der Dankbarkeit entrissen hat, rechne ich auf Ihr Stillschweigen, da die Welt nie erfahren darf, daß ich dies Buch geschrieben habe."

„Ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihres Zutrauens und werde Ihnen mein Wort halten, obgleich, wie ich glaube, Ihre Bescheidenheit zu weit geht. Warum soll die Welt nicht den Dichter kennen und mit mir verehren?"

„Was kümmert mich die Welt?" versetzte Livia mit einem verächtlichen Lächeln der schönen Lippen. „Mir genügt der Beifall und die Theilnahme meiner Freunde, zu denen ich auch Sie von nun an zählen werde."

Viertes Capitel.

In der Gemäldeausstellung.

Seit jenem Abend liebte Steiner die schöne, geniale Dichterin mit der ganzen Tiefe und Innigkeit eines jungfräulichen, noch unentweihten Herzens, um so leidenschaftlicher, da es seine erste und einzige Neigung war. Unter dem Schutze der befreundeten Sanitätsräthin durfte er Livia öfters sehen und die enthusiastische Freundin begünstigte seine Neigung mit gewohnter Zuvorkommenheit, indem sie sich im Voraus an dem doppelten Gewinn erfreute, der ihr aus diesem vertrauten Umgang der bevorzugten Geister erwuchs.

Dem schönen Abende folgten nicht minder schöne Tage und Stunden, welche die gegenseitige Bewunderung nur noch steigern mußten, je näher sie sich kennen und im vertrauten Umgang achten lernten.

Livia fühlte sich durch Steiners Freundschaft geehrt, durch den Reichthum seiner Gedankenwelt gehoben, während ihn die Originalität ihres Geistes, die Unmittelbarkeit ihrer poetischen Anschauungen, der wunderbare Zauber ihres ganzen Wesens entzückte. Grade der Gegensatz ihrer innerlich so verschiedenen Naturen trug wesentlich dazu bei, sie miteinander zu verbinden, wie die entgegengesetzten Pole des Magneten nur um so stärker von einander angezogen werden.

Um so unerklärlicher erschien der Sanitätsräthin das Benehmen Livia's, die zwar mit Steiner in der unbefangensten und freundschaftlichsten Weise nach wie vor verkehrte, aber seine tiefere Neigung, seine Wünsche für eine innigere und dauernde Vereinigung nicht zu theilen schien, und wenn er durch seine Leidenschaft sich hinreißen ließ, ihn mit einem halb erstaunten, halb schmerzlichen Blick anstarrte, daß er das angefange Geständniß nicht auszusprechen wagte, um sie nicht zu verletzen und für immer zu verlieren.

So von ihr zugleich angezogen und abgestoßen, schwankte er fortwährend zwischen freudiger Hoffnung und trauriger Resignation, zwischen vollstem Vertrauen und bangem Zweifel. Aber grade die Ungewißheit, diese Mischung von süßer Qual und schmerzlicher

Seligkeit, trug nur dazu bei, die entzündete Neigung stärker anzufachen.

Während er schon zufrieden war, wenn er Livia nur sehen und sprechen durfte, verfolgte die Sanitätsräthin ihre menschenfreundliche Absicht mit unermüdlichem Eifer, ohne sich von dem bisher erfahrenen Widerstande abschrecken zu lassen. Zu diesem Zwecke ließ sie es nicht an mehr oder minder deutlichen Anspielungen fehlen, um endlich die beiden, ihr gleich theuren und in jedem Betracht einander würdigen Freunde für immer zu verbinden.

„Ich will,“ sagte sie eines Tages zu Livia, „Dir nicht länger verhehlen, daß ich Dein Benehmen gegen Steiner nicht fassen kann. Da ich Dich zu gut kenne, so glaube ich nicht, daß Du ihm gegenüber eine Coquetterie zeigst, die, wie ich weiß, Deiner innersten Natur zuwider sein muß. Wenn Du aber nicht blind bist, so mußt Du sicher schon bemerkt haben, daß der gute Doctor Dich von ganzem Herzen liebt und keinen anderen Wunsch hegt, als Dich für immer zu besitzen. Er ist nicht nur ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Wortes, sondern ein großes Talent, eine Zierde der Wissenschaft und in jeder Hinsicht Deiner würdig.“

„Du kannst ihn nicht höher schätzen als ich selbst,“ versetzte Livia mit tiefem Ernst, „und ich gestehe Dir offen, daß er der einzige Mann ist, für den ich eine unbedingte Achtung, die innigste Freundschaft empfinde.“

„Trotzdem aber willst Du ihm nicht Deine Hand reichen und die Frau des trefflichen Mannes werden, der Dir einen natürlichen Schutz gewähren, Dich auf Händen tragen würde. Bist Du nicht, wie Du mir gesagt hast, seit dem Tode Deines Vaters vollkommen unabhängig und Keinem Rechenschaft schuldig? Was kann Dich abhalten, wenn Du nicht einen andern Mann liebst?“

„Ich liebe keinen andern Mann,“ versetzte Livia erröthend, „aber ich ziehe meine jetzige Unabhängigkeit vor.“

„Du weißt noch nicht, daß die Frauen mehr an Glück und innerer Zufriedenheit durch Erfüllung ihres Berufs gewinnen, als sie an Freiheit einbüßen.“

„Aber die Liebe ist, wie jedes Gefühl, dem Wechsel unterworfen und kann sich nur zu leicht in Gleichgültigkeit, Apathie und Haß verwandeln.“

„Eben deshalb erscheint mir die Ehe um so nothwendiger und gerechtfertigter, weil sie die flüchtige

Neigung befestigt uud den leichten Wechsel der Empfindungen hindert, der subjectiven Willkür eine wohlthätige Schranke auferlegt, die Freiheit durch das Gesetz vor Anarchie bewahrt, und der Frau den nöthigen Schutz in der Familie gewährt."

„Giebt es denn," rief Livia fast unmuthig, „keinen anderen Ausweg als die Ehe und immer wieder die Ehe? Kann denn zwischen Mann und Frau, die sich gegenseitig achten und wohlgefallen, nicht eine reinere, leidenschaftslose Verbindung stattfinden, die sich auf einer höheren Gemeinschaft als die der Körper und Güter gründet? Warum soll nur eine Freundschaft zwischen den gleichen Geschlechtern möglich sein? Es wäre traurig und ein Armuthszeugniß, wenn dem wirklich so wäre. Aber die Erfahrung hat zum Glück diese falsche Annahme längst widerlegt. Bevorzugte Naturen, edle Geister verachten das Vorurtheil und das jammervolle Geschwätz der Welt, indem sie dem stürmischen Meere der Liebe den sichern Port der Freundschaft vorziehen. Solche Beispiele beweisen die Möglichkeit eines wahren Seelenbündnisses, frei von jeder irdischen Fessel, von jedem drückenden Zwang, der nur die Liebe tödtet. Zu einem solchen Bündniß will ich Steiner von ganzem Herzen meine

Hand reichen, aber mehr kann ich ihm nicht gewähren, wenn ich auch wollte."

„Bedenke, was Du thust," antwortete die Freundin. „Willst Du wirklich dem edlen Mann jede Hoffnung rauben?"

„Dringe nicht weiter in mich," bat Livia abwährend, „und zürne mir nicht, wenn ich Dich und ihn vielleicht durch meine Weigerung betrüben sollte. Du weißt nicht, wie schwer mir selbst diese Antwort fällt, aber ich bin ihm und Dir die Wahrheit schuldig."

„Ich hoffe noch immer," versetzte Julie, „daß die Zeit Deine Ansichten über die Ehe berichtigen und klären, daß früher oder später Dein Herz das Glück der Liebe kennen lernen wird."

„Nein, nein!" entgegnete Livia, schmerzlich lächelnd. „Laß mich bleiben, wie ich bin. Wenn Du mich aber liebst, berühre niemals wieder diesen wunden Punkt, da Du mich sonst zwingen würdest, Dich nicht wieder zu sehen."

„Du bist und bleibst," versetzte die Sanitätsräthin, „ein wunderliches Wesen. Was andere Mädchen erfreut, die Bewerbung eines wackeren Mannes, das macht Dich traurig und betrübt. Fast möchte man glauben, daß Du an einer unglücklichen Liebe leidest."

Livia antwortete nicht, aber der düstere Ausdruck des schönen Gesichtes belehrte die Sanitätsräthin, daß die Fortsetzung des verfänglichen Gesprächs die Freundin tief verletzte, weshalb Julie nicht weiter in sie drang, obgleich sie nicht die Hoffnung aufgab, zu gelegenerer Zeit den ihr unerklärlichen Widerwillen der Freundin gegen die Ehe zu besiegen. In der That verkehrte Livia nach wie vor in der unbefangensten Weise mit dem jungen Gelehrten, ohne ihn die Ungeschicklichkeit der so gern Ehe stiftenden Sanitätsräthin entgelten zu lassen, von der er selbst nicht die geringste Ahnung zu haben schien.

In seiner Gesellschaft besuchte sie öfters die verschiedenen Museen und öffentlichen Anstalten der Residenz, darunter auch die diesjährige Gemäldeausstellung, welche durch den Reichthum an bedeutenden und interessanten Bildern ein zahlreiches Publicum anzog. Beide durchwanderten unter dem Schutze Juliens, die sich ihnen angeschlossen hatte, die prächtigen Säle, deren Wände in buntem Farbenschmuck prangten. Auch hier entwickelte Livia ein feines Verständniß für die Kunst, ein oft überraschendes Urtheil über die neueste Malerei und ihre Leistungen.

Am längsten verweilten die Freunde in der so-

genannten Rotunde, wo die Werke der ersten Meister, gleichsam die Perlen der Ausstellung, glänzten, stets umlagert von der neugierigen Menge der wahren und falschen Kunstfreunde. Nur mit Mühe gelang es Steiner, den Damen den nöthigen Platz zu verschaffen, um die hier aufgestellten Bilder zu besichtigeu, unter denen besonders zwei vorzugsweise gelungene Portraits das größte Aufsehen erregten, ebensosehr durch die vollendete Kunst des Malers, als durch den Rang und die Popularität der dargestellten Persönlichkeiten.

Das eine der Portraits zeigte eine Dame der höchsten Aristokratie in glänzender Toilette, die üppige, junonische Gestalt von einem kostbaren Hermelinmantel umwallt, mit geistreich herausfordernden Zügen, die der Künstler zwar idealisirt, aber doch mit charakteristischer Schärfe aufgefaßt hatte. In dem schönen, wenn auch verblühten Gesicht mischte sich in wunderbarer Weise Stolz und Liebenswürdigkeit, weibliche List und männliche Kühnheit; während die Stirn, mit dem fürstlichen Diadem geschmückt, eine überwiegende Seelenkraft bekundete, die dunklen Augen eine unergründliche Tiefe und Schärfe verriethen, spielten um den schwellenden Mund und die geöffneten Nasenflügel die sinnlichen Dämonen der Lust und maßloser

Genußsucht. Diese Frau schien wie Katharina von Rußland geschaffen zum Herrschen und zum Lieben, zum Tödten und Beglücken.

Ihr Gegenstück bildete ein junger vornehmer Herr in goldgestickter Uniform, ein männlicher Adonis, fast zu schön für einen echten Mann, zu selbstbewußt, um nicht coquett zu scheinen, ein Gesicht, das ebenso heiße Leibe als glühenden Haß einflößen konnte, in dem sich eine naive Selbstsucht mit einer gewissen ritterlichen Schwärmerei, cynische Blasirtheit und romantische Empfindsamkeit, vor Allem aber eine unbeschränkte Eitelkeit widerspiegelten, aber das trotzdem durch eine unwiderstehliche Grazie, eine unnennbare Anmuth den Beschauer fesselte, und besonders die weiblichen Besucher der Gemäldeausstellung bezauberte.

Auch auf Livia schien das Portrait dieses Mannes einen tiefen Eindruck zu machen, da sie bei dem Anblick desselben unwillkürlich einen leisen Schrei der Ueberraschung ausstieß, der jedoch von ihren Begleitern nicht gehört wurde, da dieselben mit dem Bilde der aristokratischen Dame sich grade beschäftigten. Sie hatte daher Zeit, sich wieder zu fassen, als Julie und der junge Gelehrte an sie herantraten;

trotzdem war sie so erschüttert, daß ihre Blässe der Freundin auffallen mußte.

„Was fehlt Dir?" fragte die Sanitätsräthin besorgt, „Du siehst so eigen und angegriffen aus."

„Es ist nichts," versetzte sie verlegen, „nur eine leichte Anwandlung von Schwäche, woran die Hitze und das Gedränge schuld sind."

„Wir wollen lieber die Ausstellung verlassen," sagte Steiner. „Eine kleine Promenade durch den Park wird Ihnen gewiß wohlthun und Sie wieder herstellen."

Mechanisch folgte sie dem Rathe des treuen Freundes, von dem sie sich aus dem Saale führen ließ. Stillschweigend ging sie neben ihren Begleitern, die sich um so angelegentlicher über die Ausstellung und besonders über die beiden gelungenen Portraits unterhielten, welche, wie Livia wußte, den Fürsten von Schwarzfels und die bekannte Herzogin von Taland darstellten.

Der junge Gelehrte ließ dem Maler die vollste Gerechtigkeit widerfahren und pries vor Allem dessen charakteristische Auffassung der bekannten Persönlichkeiten, indem er nebenbei über die gegenwärtige Portraitmalerei manche interessante Bemerkung machte.

„Ein wirklich gelungenes Portrait," sagte Steiner, „kann unter gewissen Umständen eine historische Bedeutung haben und nicht nur die dargestellte Person, sondern zugleich ein ganzes Zeitalter uns wiedergeben. In diesem Sinne sind die Bilder von Tizian, Raphael und unserm Albrecht Dürer wahrhaft geschichtlich und monumental, indem aus ihnen der Geist und das Leben, die eigenthümliche Physionomie ihres Jahrhunderts zu uns spricht. Etwas Aehnliches ist auch dem Künstler gelungen, der in diesen Portraits uns zwei merkwürdige Typen der Gegenwart, zwei interessante Erscheinungen unserer Tage geliefert hat, aus denen ein künftiger Geschichtsschreiber mehr lernen kann, als aus manchem dicken Folianten."

„Kennen Sie den Fürsten Schwarzfels?" unterbrach Livia plötzlich den jungen Gelehrten mit einer erkünstelten Gleichgültigkeit, die von ihrer sonstigen Lebhaftigkeit um so schärfer abstach.

„Wer kennt den Fürsten nicht," entgegnete Steiner mit einem leisen Anflug von Ironie. „Es ist fast unmöglich, ihm auszuweichen, so sehr drängt sich seine Erscheinung mit und ohne Absicht überall uns auf. Er ist in allen Sätteln gerecht, an allen Ereignissen betheiligt, auf der Rednerbühne und im Salon

zu Hause, ein echt moderner Charakter, eine Chamäleonsnatur, da er die widersprechendsten Eigenschaften in sich vereint, ritterliche Großmuth und diplomatische Schlauheit, mittelalterliche Chevallerie und moderne Frivolität, die Romantik eines Troubadours, die Abenteuerlust eines Don Quixote, die Verderbtheit und Lüderlichkeit eines Richelieu, die Poesie eines Byron und die Perfidie eines Talleyrand."

„Sie scheinen sich in Paradoxen zu gefallen," bemerkte Livia mit einer gewissen Schärfe. „Ein solcher Charakter scheint mir unmöglich."

„Der Fürst ist, wie ich bereits bemerkt habe, nur der Typus seiner Zeit, die keinen Charakter hat und an allgemeiner Charakterlosigkeit leidet. Das ist der Fluch der Gegenwart, welche Alles besitzt: Wissen, Geist und Talent, aber keine Energie und moralische Festigkeit, weder Glauben noch Idealität. Wie in dem alten Märchen haben sich an der Wiege der modernen Welt alle guten Feen eingestellt, um das Kind mit ihren schönsten Gaben zu beschenken, aber die böse Fee, welche nicht geladen war, hat all' die herrlichen Angebinde durch einen Zauber in ihr Gegentheil verwandelt. So geht es vor Allen dem Fürsten Schwarzfels; sein Muth erscheint als Uebermuth,

seine Ritterlichkeit macht aus ihm einen fahrenden Abenteurer, seine Liebenswürdigkeit wird Coquetterie, seine Gutmüthigkeit Leichtsinn, seine Feinheit Treulosigkeit und Perfidie."

„Ich kenne diese Menschen," versetzte Livia traurig. „Sie gleichen der Fata Morgana, jenen lockenden Luftgebilden, welche dem geblendeten Auge die entzückendsten Landschaften vorspiegeln, dem verdursteten Wanderer in der Wüste die erquickenden Quellen in der Ferne zeigen. Wehe Denen, die an solche Täuschung glauben! Wenn wir näher treten, verschwindet das reizende Phantom und wir finden nichts als graue Nebel und dürren Sand, eitle Lüge und elenden Schein."

„Ein solcher Mann des Scheins," fuhr Steiner fort, ohne ihre Aufregung zu beobachten, „ist der Fürst von Schwarzfels, ein vollendeter Schauspieler, der sich mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit in jede Rolle, in jede Stimmung zu versetzen weiß, heut den schwärmerischen Liebhaber, morgen den blasirten Roué, bald den edlen Helden, bald den rücksichtslosen Intriguanten mit gleicher Vollendung spielt."

„Ein Comödiant, nichts weiter, als ein jämmerlicher Comödiant," rief Livia mit bitterm Lachen.

Fast erschrocken über ihre unerklärliche Heftigkeit blickte sie Steiner jetzt verwundert an, aber schnell wieder gefaßt, bat sie ihn, in seiner interessanten Unterhaltung fortzufahren.

„Was der Fürst nicht ist, das scheint er und zwar mit solcher Kunst, daß er fast ist, was er scheint, so daß er selbst den schärfsten Beobachter zu täuschen vermag. Er coquettirt mit allen Parteien, mit jeder politischen Richtung und schillert in allen Farben, weshalb ich ihn für den gefährlichsten Gegner der Freiheit halte. Er ist in der Politik wie in der Liebe, ohne Treu' und Glauben; grundsatzlos, nur den augenblicklichen Erfolg erstrebend, gleichgiltig gegen alle Moral und Sittlichkeit, ein verwegener Abenteurer, ein Spieler an der Pharobank des Lebens."

„Man muß den Abenteurer entlarven, der Welt über den gefährlichen Glücksritter die Augen öffnen," versetzte Livia mit funkelnden Blicken. „Sie vor Allen, Herr Doctor, scheinen mir dazu berufen, den Fürsten zu bekämpfen, da Sie ihn so gut kennen und ganz durchschauen."

„Das dürfte nicht allzuschwer fallen, da der Fürst so manche Blöße bietet, vor Allem eine an das Lächerliche grenzende Eitelkeit. Er kann nicht den

Applaus, nicht den Beifall des Publikums entbehren, wenn er auch die öffentliche Meinung öfters absichtlich herausfordert und verletzt. Um jeden Preis sucht er Aufsehen zu erregen, gleichgiltig auf welchem Wege dies geschieht. Gesellschaft und Politik, Freundschaft und Liebe, Geist und Talent dienen ihm einzig und allein als Folie für seine Eitelkeit. Ein im Duell verwundeter Gegner, eine geistreiche Rede, ein pikant geschriebenes Buch — denn der Fürst ist, wie Sie vielleicht wissen, auch als Schriftsteller aufgetreten — selbst der offene Skandal, eine compromittirte Frau, eine verrathene Liebe, ein gebrochenes Herz, ein für immer ruinirter Ruf sind ihm nur die erwünschten Mittel zu seinem Zweck, Trophäen seiner Siege, Zeugen seiner Triumphe. Der moderne Alcibiades würde selbst ein Verbrechen nicht scheuen, wenn nur von ihm deshalb gesprochen würde und in das zerrissene, blutgetränkte Gewand der Schuld sich mit Grazie hüllen, um selbst mit seinen Blößen noch zu prahlen."

„O! wie wahr, nur zu wahr!" murmelte Livia in völliger Selbstvergessenheit.

Fünftes Capitel.

Dunkle Existenzen.

Vor dem nördlichen Thore der Residenz, fast am äußersten Ende der großen Stadt lag in ländlicher Umgebung zwischen Gemüsegärten, rauchenden Fabriken und wüsten Baustellen ein kleines, einstöckiges Gebäude, das von seinem Besitzer, einem alten Gärtner, als Sommerwohnung vermiethet wurde, im Winter aber gewöhnlich leer stand. Trotz der vorgerückten Jahreszeit hatten sich seit einigen Wochen neue Miether und noch dazu zwei Damen gemeldet, die entweder von dem billigen Preise verführt oder aus Neigung für ein stilles, zurückgezogenes Leben das abgelegene Quartier wählten und sich darin häuslich niederließen, nachdem sie sich über die äußerst billigen Bedingungen geeinigt hatten.

Man konnte in der That sich keinen geeigneteren

Winkel in dieser Jahreszeit denken, um gänzlich unbeachtet von der Welt zu leben. Ihr Gegenüber bildeten einige entlaubte Pappeln, die melancholisch mit ihren dünnen Stämmen zum Himmel starrten, einige ächzende Windmühlen, deren graue verwitterte Flügel im Winde stöhnend mit knarrendem Geräusch sich langsam drehten.

Außer dem landesüblichen Milchkarren, von Hunden gezogen und dem Doctorwagen, verirrte sich nur selten eine Equipage nach der einsamen Straße und der Postbote war so ziemlich der einzige regelmäßige Besucher der verlassenen Gegend, mit Ausnahme des Steuererhebers und des ebensowenig beliebten Executors.

Die schlichten, ehrlichen Wirthsleute waren durchaus nicht neugierig und kümmerten sich nicht weiter um ihre Miether, wenn sie nur regelmäßig den Hauszins erhielten. Gegen eine mäßige Entschädigung erklärten sie sich auch gern bereit, mit Hülfe der gutmüthigen, nur etwas beschränkten Magd, die Bedienung der beiden Damen zu übernehmen und den einfachen Mittagstisch zu besorgen.

Augenscheinlich hatten die Letzteren die Absicht, so viel als möglich unbekannt und unbeachtet zu

bleiben, da sie nur selten die abgelegene Wohnung verließen, höchstens um frische Luft zu schöpfen, oder um das Theater, Oper und Concerte zu besuchen, wo sie gewöhnlich mit heruntergelassenem Schleier auf den hintersten Plätzen oder in einer dunklen Loge sich verborgen hielten.

Dies war auch an dem Abend geschehen, an dem der berühmte Norin sein erstes Concert gab, nur mit dem Unterschiede, daß die Jüngere von Beiden allein ausging, da die Aeltere, welche ihre Tante war, durch einen heftigen Migrainenanfall zurückgehalten wurde. Als der Schmerz, statt nachzulassen, immer heftiger wurde, sah die Kranke sich gezwungen, ihr Lager aufzusuchen. Wider Willen schlossen sich vor Abmattung ihre Augen und sie versank in einen tiefen Schlaf, aus dem sie erst nach einigen Stunden der laute Schlag einer Schwarzwalder Uhr erweckte.

„Schon elf Uhr!“ rief sie erschrocken, „und Livia noch nicht zurückgekehrt. Was hat das zu bedeuten?“

Durch das ungewöhnlich lange Ausbleiben ihrer Nichte beunruhigt, sprang Johanna Willmer, wie die ältere Dame hieß, von ihrem Lager auf und eilte an das Fenster, um auf die stille, menschenleere Straße zu blicken und nach der sehnlichst Erwarteten aus-

zuspähen. Aber Niemand ließ sich sehen, kein Fußtritt war zu hören.

Von Minute zu Minute steigerte sich ihre Angst und Ungeduld, indem sie ein Unglück befürchtete, selbst einen Anfall gegen die schutzlose Dame in der einsam abgelegenen Gegend für wahrscheinlich hielt. Sie machte sich jetzt selbst die bittersten Vorwürfe, weil sie ihre Nichte durch ihr eifriges Dringen zu dem Besuche des Concerts veranlaßt hatte, trotzdem dieselbe lieber bei der Kranken bleiben und sie pflegen wollte. Erfüllt von bangen Ahnungen und unheimlichen Vorstellungen entschloß sich jetzt die furchtsame Tante, trotz ihrer Schwäche, die längst zu Bett liegende Magd und die Wirthsleute zu wecken, um mit ihnen vereint die Vermißte aufzusuchen.

Schnell kleidete sie sich an und ergriff die auf dem Tische stehende Lampe, als sich plötzlich die Thür öffnete und auf der Schwelle Livia bleich und verstört wie eine Geistererscheinung ihr entgegentrat.

Bei diesem unerwarteten Anblick stieß die Tante tief erschrocken einen grellen Schrei aus, ihre Hände zitterten, so daß sie fast die Lampe zu Boden fallen ließ.

„Livia!“ rief sie erschüttert, „was ist Dir geschehen? Du siehst wie eine Leiche aus.“

„Wohl möglich,“ versetzte sie, indem sie erschöpft in den nächsten Stuhl sank. „Ich habe ein Gespenst, ich habe ihn gesehen.“

„Du redest irre. Besinne Dich: Wen hast Du gesehen?“

„Ihn selbst. Alfred von Geldern.“

„Du siehst ihn immer und überall, weil Du nur an ihn denkst.“

„Nein, nein! Ich kann mich nicht getäuscht haben.“

„Und doch glaube ich, daß Deine überreizte Phantasie Dich wieder einmal irre geführt hat.“

„Diesmal bin ich meiner Sache nur zu gewiß. Die Natur kann nicht zweimal Seinesgleichen schaffen; diese Augen, sein Lächeln besitzt kein anderer Mann der Welt. Ich würde ihn unter Tausenden wieder erkennen, ob er als Bettler oder Fürst, im zerrissenen Kittel oder in strahlender Uniform, auf der Heerstraße oder im Salon mir erschiene. Sein Bild lebt in meinem Herzen so frisch, daß es keine Macht der Welt, weder Zeit noch Entfernung verwischen kann.“

„Du bist ganz außer Dir,“ versetzte die besonnene Tante „Suche Dich erst zu fassen und erzähle mir

so klar, als Du vermagst, wo Du ihn gesehen zu haben glaubst."

„Ja, Du hast Recht, ich muß erst meine Gedanken sammeln. Mein Kopf ist so wirr und wüst, als hätte ich einen schweren Traum gehabt und doch kann ich nicht länger an der Wahrheit zweifeln. Laß mich nur nachdenken, wie das Alles so plötzlich und unerwartet gekommen ist."

Einige Zeit saß Livia nachdenklich, den schönen Kopf auf ihr Hand gestützt, als wollte sie die zerstreuten Gedanken erst ordnen, bevor sie ihre seltsamen Begegnisse der erwartungsvollen Tante mittheilte. Erst nach einer längeren Pause schien sie sich so weit gestärkt und erholt zu haben, um die gewünschten Mittheilungen zu machen.

„Du mußt schon mit meiner Schwäche Geduld haben," bat sie mit trübem Lächeln, „aber ich war auf ein solch ergreifendes Abenteuer nicht gefaßt; obgleich mich hauptsächlich die Erinnerung an Alfred in das Concert lockte, da ich sonst weit lieber bei Dir geblieben wäre. Aber eine unwiderstehliche Macht zog mich dahin, da Alfred, wie Du Dich erinnerst, von dem berühmten Virtuosen wie von seinem besten Freunde voll Begeisterung mit uns sprach. Wie ge-

wöhnlich, saß ich dicht verschleiert auf einer der hintersten Bänke, ohne auf meine Umgebung zu achten, ohne mit einem Menschen ein Wort zu sprechen, da mir daran lag, nicht erkannt zu werden. Bald fesselte mich ausschließlich der Zauber der Musik, das seelenvolle Spiel des Norin, daß ich Alles darüber vergaß, versunken in den entzückenden Genuß. Der Künstler spielte seine große Symphonie „den Kampf des Genius,“ ein wunderbares Tonwerk, das mich entzückte, berauschte und bis zu Thränen rührte. Seit langer Zeit konnte ich wieder weinen, die eisige Rinde schmolz von meinem Herzen, mein Busen athmete freier. Ich dachte an Alfred, an den mich die Composition und der Vortrag Norins unwillkürlich erinnerte, ich dachte an die schönen seligen Stunden unserer ersten Liebe. Sein Bild stand wieder vor meiner Seele, so blendend und verführerisch wie nie zuvor.“

„Und in Deiner Aufregung,“ unterbrach sie Johanna, „hast Du wahrscheinlich einen fremden Mann dort gesehen und für Alfred von Geldern gehalten.“

„Höre erst zu Ende, bevor Du urtheilst. In der darauf folgenden Pause störte mich das banale

Geschwätz meiner Nachbarschaft, vor dem ich vergebens meine Ohren zu verschließen suchte. Wider meinen Willen sah ich mich gezwungen, es mit anzuhören. Man sprach von dem Virtuosen, von dessen immensen Erfolgen und Verbindungen mit der vornehmen Welt. Ein alter Herr in meiner Nähe, der alle Welt zu kennen schien, erzählte allerlei pikante Geschichten und Abenteuer aus dem Leben Norins. Daneben erwähnte er auch den Freund desselben, den ebenso bekannten Fürsten von Schwarzfels, von dem er nicht minder interessante Mittheilungen seinen Zuhörern zu machen wußte. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich unwillkürlich aufblickte, als der alte Herr einer Nachbarin an meiner Seite den Fürsten, der in einer der vordersten Logen saß, auf ihr Verlangen zeigte. Ich folgte der angedeuteten Richtung, sah hin und immer wieder hin, da ich meinen eignen Augen nicht trauen wollte. Ich erkannte Alfred von Geldern, den ich so lange vergebens gesucht hatte."

„Das Alles klingt in der That wie ein Märchen," versetzte die Tante, ungläubig den Kopf schüttelnd.

„So erschien es mir auch und ich glaubte ebenfalls, daß mich eine allerdings wunderbare und höchst auffallende Aehnlichkeit getäuscht hätte. Trotzdem

versetzte mich der bloße Gedanke an Alfred in die höchste Aufregung. Mein Kopf brannte, während ein Fieberfrost meinen Körper schüttelte, ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe und nur mit dem ganzen Aufgebot meiner moralischen Kraft vermochte ich noch bis zum Schlusse des Concertes auf meinem Platz auszuhalten. Immer wieder mußte ich nach der Loge des Fürsten meine Augen wenden, trotzdem ich mir vorgenommen hatte, nicht mehr hinzusehen, da ich für meinen Verstand fürchtete."

„Arme Livia! Warum war ich nicht bei Dir? Ich hätte Deine Illusionen gewiß bald zerstreut und mich nicht wie Du täuschen lassen."

„Es war leider keine Illusion, wie ich bald erfahren sollte. Mit der größten Anstrengung erwartete ich das Ende des Concerts, um mich zu überzeugen, ob ich mich geirrt oder wirklich Alfred gesehen. Ich stürzte in die Halle, durch die er kommen mußte, und verbarg mich hinter einer Säule, wo ich unbemerkt ihn belauschen konnte. Endlich erschien er an der Seite einer vornehmen Dame, die, wie ich von den Umstehenden erfuhr, die berüchtigte Herzogin von Taland war. Ich stand so nahe, daß ich ihn deutlich sehen, jedes seiner Worte hören konnte. Ich

beobachtete, wie er sich vertraulich zu ihr niederbeugte, wie er dieser Frau verführerisch seine Schmeicheleien, seine Huldigungen zuflüsterte. Länger konnte ich nicht an seiner Untreue zweifeln; ich wollte aufschreien, aber meine Kehle war wie zusammengeschnürt, die Sinne schwanden mir und ohnmächtig sank ich, von meinen Schmerzen überwältigt, an dem Fuß der Säule nieder."

„Und Alfred? Hat er Dich nicht bemerkt, nicht wieder erkannt?"

„Ich weiß es nicht, da ich ohne Besinnung fortgetragen wurde. Ein junger Mann, der mir durch seine schriftstellerische Thätigkeit dem Namen nach bekannt war, hatte mich aus dem Gedränge in die Wohnung des Kastellans gebracht, wo ich mich nach längerer Zeit erst so weit erholte, um ihm zu danken."

„Das Alles klingt so wunderbar, so abenteuerlich, daß ich wirklich nicht weiß, was ich davon denken soll," entgegnete die Tante nach einigem Nachdenken. „Ich kann es noch immer nicht glauben, daß Alfred von Geldern und der Fürst von Schwarzfels eine und dieselbe Person sein sollen. Welche Gründe können ihn veranlaßt haben, Dir seinen

wahren Namen zu verschweigen und ein solch gewagtes Spiel mit Dir zu treiben?"

„Ich weiß nur, daß Alfred lebt und alles Uebrige kümmert mich nicht."

„Und was soll geschehen, was willst Du thun," fragte die besonnenere Tante, „wenn die auffallende Entdeckung sich bestätigen, Deine Vermuthung wahr sein sollte?"

„Du kannst noch fragen? Morgen werde ich zu dem Fürsten gehen und meine Rechte geltend machen," erwiderte Livia mit düsterer Entschlossenheit.

„Uebereile Dich nicht!" warnte die Tante. „Ein unbedachter Schritt kann hier Alles verderben, Dich auf das Aergste compromittiren. Die ganze Angelegenheit erscheint mir so räthselhaft und verwickelt, daß ich nicht genug Vorsicht anempfehlen kann. Bedenke Deine Verlegenheit, wenn Du Dich getäuscht, wenn Du bei näherer Berührung mit dem Fürsten Dich überzeugen solltest, daß Du Dich geirrt, daß eine, wie ich zugeben will, auffallende Aehnlichkeit mit Alfred von Geldern Dich verleitet hätte. Welche peinliche Situation für Dich, welche Gefahr für Deine Zukunft! Du darfst nicht Deinen Ruf, Dein ganzes Lebensglück so leichtsinnig auf einen Wurf setzen."

„Du weißt, was ich seit Monaten leide, daß ich diese Ungewißheit nicht länger ertragen kann."

„Es handelt sich hier nur um wenige Tage, um die Wahrheit zu erfahren und die Identität des Fürsten von Schwarzfels festzustellen. Dazu sind jedenfalls vier Augen geeigneter als zwei, die sich noch dazu durch Liebe und Leidenschaft leicht blenden lassen. Da der Fürst ein öffentlicher Charakter ist und zu den bekanntesten Persönlichkeiten der Residenz zählt, so wird es uns nicht schwer fallen, ihn wieder zu sehen und über sein Leben und Treiben genaue Erkundigungen einzuziehen. Erst wenn wir uns die nöthige Gewißheit verschafft haben, wird es Zeit zum Handeln sein."

„Du hast Recht, es wird dies jedenfalls das Beste sein, was ich in meiner eigenthümlichen Lage thun kann. Ich will noch einige Tage warten, obgleich ich sicher bin, daß ich mich diesmal nicht getäuscht habe."

„Und wenn Du wirklich Recht hättest, wenn der Fürst von Schwarzfels Dich unter dem Namen Alfred von Geldern getäuscht hätte?"

„Dann," versetzte Livia mit düsterer Entschlossenheit, „soll meine Rache so groß, und noch größer, als sein Verbrechen sein."

Sechstes Capitel.

Eine verrathene Frau.

Erst spät nach Mitternacht suchte Livia auf die wiederholte Mahnungen ihrer Tante das Lager auf, ohne die gewünschte Ruhe trotz ihrer Erschöpfung zu finden. Sie war zu aufgeregt, um schlafen zu können und die Erinnerung an ihre Vergangenheit raubte ihr den erquickenden Schlummer.

Noch einmal durchlebte sie in ihrem Geiste jene entzückende Stunden und Tage, die sie an der Seite des geliebten Mannes auf jener einsamen Insel genossen, wo sie ihn zuerst gesehn und kennen gelernt hatte.

Es war im vergangenen Sommer, als sie zur Wiederherstellung ihrer angegriffenen Gesundheit in Begleitung ihrer Verwandten ein bisher nur wenig

oder gar nicht gekanntes Seebad besucht hatte, das erst in neuester Zeit mehr in Aufnahme gekommen ist.

Damals bestand das kleine Fischerdorf aus einer unbedeutenden Zahl malerischer Hütten, die kaum den bescheidensten Anforderungen auf Bequemlichkeit und Comfort genügten. Die wenigen Gäste lebten zerstreut und isolirt, fast ohne jede Harmonie und Geselligkeit. Die Verbindung mit dem Festlande war äußerst mangelhaft und nur zweimal in der Woche brachte das Dampfboot einige Passagiere, Zeitungen und Briefe, die einzigen Nachrichten aus der fernen, fast verschlossenen Welt.

Aber gerade diese Einsamkeit hatte einen besonderen Reiz für Livia's poetischen Geist. Der große Anblick des Meeres, die heilige Stille der Natur, die völlige Abgeschlossenheit der Insel, die Einfachheit der noch unverdorbenen Bewohner harmonirten mit ihrer eigenen Stimmung und fanden einen Wiederhall in ihrem Herzen.

Stundenlang saß sie hier am sandigen Strande, sah sie auf die grünlich blaue Fluth, lauschte sie dem wunderbaren Gesange der rollenden Wellen, athmete sie die scharfe salzig gewürzte Seeluft in vollen Zügen ein. Bald allein, bald in Begleitung ihrer älteren

Freundin irrte sie zwischen den weißen Dünen und grünen Hügeln umher, von denen sie auf das weite Meer blickte und die kleinen Fischerboote mit ihren geschwellten Segeln verfolgte, bis sie am fernen Horizont verschwanden.

Ihr Lieblingsplatz war ein kleiner See, in dessen Fluthen nach der Sage einst ein versunkenes Fischerdorf ruhte, das in einer Nacht die Sturmfluth verschlungen und mit sämmtlichen Bewohnern begraben wurde. Ein melancholischer Zauber umschwebte den dunklen, stillen Wasserspiegel, auf dem sich die großen grünen Blätter und die weißen duftigen Blüthen der Seerosen wiegten, umschwebt von schimmernden Libellen und bunten Schmetterlingen.

Weit und breit war kein Laut zu hören, als der schrille Ton der flüchtigen Möve oder das traurige Pfeifen eines einsamen Wasservogels; ein Ort, wie geschaffen zum Ausruhn und Träumen, wenn das Flüstern des hohen Schilfrohrs mit dem Rauschen der Bäume und dem Murmeln der Wellen zu einem süßen Schlummerlied verschmolz.

Hier saß Livia so manchen Tag und las Heine's Gedichte oder Byron's Gesänge im Angesicht des

heiligen Meeres, wenn sie nicht ihren eigenen Gedanken nachhing und Pläne für die Zukunft bildete.

Von der Natur mit überwiegender Phantasie begabt, zeichnete Livia sich bereits als Kind durch ihre eigenthümliche Geistesrichtung aus, wodurch sie schon frühzeitig in Widerspruch mit ihrer nüchternen, prosaischen Umgebung gerieth.

Ihr gutmüthiger, aber schwacher Vater, ein wohlhabender Landwirth, kümmerte sich wenig oder gar nicht um die Erziehung seiner Tochter, die nach dem Tode der Mutter sich selbst überlassen blieb und eine fast knabenhafte Wildheit entwickelte.

Ihr Trieb nach Freiheit und Selbstständigkeit verleitete sie zu den seltsamsten Abenteuern und Extravaganzen. Oefters verließ sie heimlich das väterliche Haus, schweifte sie tagelang in den benachbarten Wäldern umher, bald mit den Dorfkindern Beeren und Pilze suchend, bald allein in einem verborgenen Winkel, auf schwellendem Moose ausgestreckt, still vor sich hinbrütend und auf das Rauschen der Bäume, auf die Stimme des Waldes lauschend.

Unbewußt regte sich in ihrer Brust der schöpferische Trieb, der ihr angeboren war und ihre lebhafte

Einbildungskraft bevölkerte die sie umgebende Welt mit den wunderbaren Gebilden einer nur zu üppigen Phantasie, wobei sich Wahrheit und Dichtung zu einem wunderbaren Traumleben verwebten.

Die Kindermährchen, die sie kannte, wurden ihr zur Wirklichkeit; Seen und Geister, Elfen und Kobolde waren ihre steten Begleiter. In jeder Blume sah sie eine verzauberte Gestalt und die Vögel in den Zweigen sprachen mit ihr und erzählten ihr die seltsamsten Geschichten. Sie selbst war bald das arme Aschenbrödel, bald das schlummernde Dornröschen und träumte von ihrer Erlösung durch den schönsten Prinzen von der Welt.

Ihre romantischen Neigungen wurden noch gesteigert, als nach dem Tode der Mutter die Schwester derselben, Johanna Willmer in das Haus kam, um die vernachlässigte Erziehung des verwilderten Mädchens und zugleich die Leitung des Hauswesens zu übernehmen.

Die Tante, welche in verschiedenen vornehmen Häusern als Erzieherin gelebt, und eine ungewöhnliche Bildung besaß, übte bald durch ihren Geist und ihre Kenntnisse einen großen Einfluß auf die empfängliche Seele des begabten Kindes, indem sie dem ver-

waisten Mädchen mit einer wahrhaft mütterlichen Zärtlichkeit entgegen kam, wobei die ältliche Jungfrau wohl an die Möglichkeit denken mochte, durch ihr Verhalten früher oder später die Hand des wohlhabenden und noch immer stattlichen Schwagers zu gewinnen.

Leider wurden ihre Erwartungen getäuscht, indem Livia's Vater sich nach einiger Zeit zum zweiten Mal mit einer zwar reichen aber nichts weniger als gebildeten Gutsbesitzerstochter in der Nachbarschaft verband. Trotzdem blieb Johanna noch in ihrer bisherigen Stellung, obgleich sie sich durch das Fehlschlagen ihrer Pläne und Aussichten tief gekränkt fühlte.

Im Stillen bestärkte sie Livia in ihrem Widerwillen gegen die etwas herrschsüchtige und darum ihr verhaßte Stiefmutter und unterstützte sie in ihrer Opposition, welche früher oder später zu einem offenen Bruche führen mußte.

Beide verwandte Naturen schlossen sich um so inniger an einander an, je mehr sie durch die Gleichheit ihrer Interessen und Neigungen sich gegenseitig angezogen fanden. Auch Johanna verband mit einem scharf berechnenden Verstande eine gewisse schwärme-

rische Sentimentalität, welche sich keineswegs ausschließen, sondern weit häufiger zusammenfinden als man gewöhnlich glaubt.

Auch sie suchte das Glück, das ihr in der Wirklichkeit immer entging, wenn sie es schon festzuhalten glaubte, in dem Reiche der Dichtung, in den verlockenden Schöpfungen der Phantasie, bei denen sie Erholung und Trost für die Enttäuschungen des prosaischen Lebens fand.

Als Dritter im Bunde gesellte sich zu den beiden Frauen ein armer Schulamts-Candidat, dessen bedauernswürdige Stellung und Einkünfte im schneidendsten Widerspruch mit seinen hochfliegenden Ideen und weltverbessernden Plänen stand. Der gute Herr Römisch unterrichtete Livia nicht nur in den Wissenschaften und in der Musik, sondern weihte sie schon frühzeitig in seine wunderliche Weltanschauung und Auffassung der socialen Gebrechen ein.

Daneben versorgte er die Damen mit Büchern, Journalen und Zeitungen, die besonders von Livia hastig und ohne Auswahl verschlungen wurden. Wie sie früher im Walde umherschweifte, und von einer Zauberwelt träumte, so saß sie jetzt bis nach Mitter-

nacht im Lesen vertieft, sinnend über das große Räthsel des Daseins.

Ihr Wissensdurst war in der That fast fieberhaft und nicht zu stillen, so daß sie bald mit Hilfe des gefälligen Candidaten die ganze neuere und auch ältere Literatur sich aneignete und mit den bedeutendsten Erscheinungen der Poesie sich befreundete. Die Helden Homer's, die poetischen Gestalten Shakespeare's, die glänzenden Schöpfungen Göthe's und Schiller's verdrängten bald die Märchen der Kinderzeit. Sie war nicht mehr Aschenbrödel oder Dornröschen, sondern Julia, die den Giftbecher trinkt, um einer verhaßten Verbindung zu entgehn, Iphigenia unter den Barbaren, oder Leonore, die den Dichter Tasso liebt.

Ihr Geist beschränkte sich jedoch nicht auf die Werke der Dichter, sondern schreckte selbst vor der abstracten Wissenschaft, sogar vor dem Studium der Philosophie nicht zurück, indem sie mit männlicher Kühnheit sich an die schwersten Probleme wagte. Wissenschaft und Poesie verschmolzen in dieser hochbegabten Natur und bildeten eine wunderbare Mischung von seltsamen Ideen, blendenden Einfällen, von farbigen Bildern, glänzenden Gleichnissen und phantastischen Anschauungen, welche doppelt in dem Munde

eines jungen unerfahrenen Mädchens überraschen mußten.

Selbst ihre Irrthümer, in die sie nothwendiger Weise durch den Mangel an gründlichen Unterricht und durch das vorwiegende Phantasieleben verfallen mußte, trugen den Stempel des Genies und ließen ihre Bildung nur um so eigenthümlicher und origineller erscheinen.

Um so schneidender war der Gegensatz, den Livia zu ihrer ganzen Umgebung mit Ausnahme ihrer Tante Johanna und des ihr ergebenen Schulamts-Candidaten Römisch bildete. Wenn auch der gutmüthige Vater ihr nicht hemmend entgegentrat, so stand er doch ihrem Wesen zu fern, um die Richtung seiner Tochter zu begreifen oder gar zu fördern.

Mit jedem Tage wurde sie ihm fremder und unverständlicher, so daß er sie nicht mit väterlicher Liebe, sondern mit einer gewissen Scheu behandelte, die ihm ihr überlegener Geist unwillkürlich einflößte. Dagegen gestaltete sich Livia's Verhältniß zu der Stiefmutter um so feindlicher, je mehr ihr geistiges Uebergewicht sich geltend machte. Es fehlte nicht der bei Ungebildeten häufige Haß und kleinliche Neid auf die begabte Stieftochter, nicht an spöttischen Reden

und Sticheleien über die Gelehrte, die keinen Strumpf stricken und keine Wassersuppe kochen konnte.

Diesen Angriffen setzte Livia meist ein verächtliches Stillschweigen entgegen, wodurch sie ihre Gegnerin nur noch mehr erbitterte und zu erneuerten Angriffen und Verfolgungen anreizte, die mit der Zeit immer unerträglicher wurden und ihr den Aufenthalt im elterlichen Hause verleideten.

Zu diesen Uebelständen gesellte sich noch der feurige Drang der Jugend, das Leben und die Welt kennen zu lernen, von denen sie nur aus ihren Büchern wußte. Die Abgeschlossenheit und Beschränktheit ihres Daseins erschien ihr wie ein Kerker und sie selbst kam sich wie eine Gefangene vor, die sich nach Luft und Freiheit sehnte.

Ihre Phantasie malte ihr die lockendsten Bilder voll poetischer Illusionen, sie träumte von fernen Ländern, von großen Städten, herrlichen Schlössern und Palästen, wo die edelsten und bedeutendsten Geister, geniale Männer und Frauen, Dichter und Gelehrte in malerischen Gewändern, unter duftenden Blumen, herrlichen Marmorbildern und Gemälden in interessanten Gesprächen auf- und niederwandelten, hoch erhaben über die gemeine Alltäglichkeit gleich den

Olympiern von ihrer unnahbaren Höhe niederblickend.

So lebte sie Jahre lang in einer selbstgeschaffenen Welt, im steten Widerspruch mit der gemeinen Wirklichkeit von krankhafter Sehnsucht nach einem unbekannten Ideal verzehrt, bis sie zur Jungfrau herangewachsen, gewaltsam mit ihrer Vergangenheit brach und nach harten Kämpfen das Vaterhaus verließ.

Natürlich fehlte es dem schönen, geistvollen und wohlhabenden Mädchen nicht an annehmbaren Bewerbern in der Nachbarschaft, aber diese prosaischen Landwirthe und heirathslustigen Pastoren erfüllten sie nur mit Abscheu und Widerwillen gegen jede derartige Verbindung.

Vor ihrer Seele standen die Göttergestalten der Poesie, die Helden der Romantik, mit denen diese gewöhnlichen Sterblichen allerdings keine Aehnlichkeit zeigten. Entschieden wies sie ihre Huldigungen zurück, womit ihre Stiefmutter um so weniger einverstanden war, da diese um jeden Preis Livia aus dem Hause entfernen wollte.

Es kam zu heftigen Auftritten wegen eines, von der Stiefmutter besonders begünstigten Bewerbers, der auch dem Vater für eine annehmbare Partie

galt. Aber weder Schmeicheleien noch Drohungen vermochten den Entschluß des willensstarken Mädchens zu brechen, das an der Tante Schutz und Rückhalt fand.

Schon dachte sie daran, sie durch die Flucht diesen Verfolgungen zu entziehn, als der plötzliche, durch einen Schlaganfall herbeigeführte Tod ihres Vaters ihr die ersehnte Freiheit gab, ganz den Neigungen und Wünschen ihres Herzens zu folgen.

Angegriffen von den fortwährenden Kämpfen und den traurigen Ereignissen der letzten Zeit, wandte sich Livia zunächst nach dem ihr verordneten Seebade, wo sie unter der Pflege der mütterlichen Freundin sich zusehends erholte und bald wieder ihr früheres blühendes Aussehn und ihre geistige Spannkraft zurückgewann.

So lebte sie schon seit einigen Wochen auf der einsamen Insel, glücklich in dem Gedanken an eine Zukunft, die sie sich ganz nach ihrem Herzenswunsch zu gestalten dachte, ganz erfüllt von ihren Plänen und poetischen Träumen, deren Verwirklichung ihr keineswegs unmöglich schien, da sie ein nicht unbedeutendes Vermögen geerbt hatte. Sie wollte reisen, die Welt kennen lernen, Dichter und Künstler besuchen, ein

wahrhaft ideales Leben führen, das sie sich mit den lockendsten Farben ausmalte.

Mit solchen Gedanken beschäftigt, saß sie eines Tages wieder auf ihrem Lieblingsplatz an dem Ufer des stillen See's, als sie plötzlich durch einen lauten Schuß in ihren einsamen Phantasieen gestört wurde. Erschrocken ließ sie das Buch, das sie in ihren Händen hielt, zu Boden fallen.

Als sie aufblickte, lag eine angeschossene Möve, das weiße Gefieder mit Blut befleckt, zu ihren Füßen, vor ihr aber stand ein junger Mann in kleidsamer Joppe, der sich höflich wegen des durch ihn verursachten Schrecks entschuldigte.

Nachdem er einige Worte mit ihr gewechselt, grüßte er voll Anstand, indem er den Weg nach dem nahen Strande einschlug. Unwillkürlich folgten ihre Blicke der schlanken Gestalt des fremden Jägers, bis er zwischen den weißen Dünen verschwand.

Das kleine Abenteuer beschäftigte ihre leicht erregte Phantasie, während seine aristokratische Figur, das interessante Gesicht, die großen seelenvollen Augen, die feinen, geistvollen Züge, die poetische Erscheinung sie unwillkürlich interessirten.

So kurz auch sein Verweilen war, so flüchtig

seine Ansprache, so verriethen selbst die wenigen Worte, seine ganze Haltung eine gewisse Vornehmheit, umschwebte den Fremden ein romantischer Duft, der wohl zum größten Theil auf Rechnung der eigenthümlichen Umgebung kam.

Livia's Neugierde war geweckt und unbewußt regte sich der Wunsch in ihrem Herzen, diesen Mann wiederzusehn. Fast gleichgiltig sah sie heut den glühenden Sonnenball im Meer versinken, hörte sie nur zerstreut auf das Rauschen der Wogen, betrachtete sie mit irren Blicken das großartige Schauspiel der Natur. Tiefer als je empfand sie eine Sehnsucht nach menschlicher Gesellschaft, die sie bisher in ihrer Abgeschlossenheit und auch hier auf der einsamen Insel nur zu lange schon entbehrt hatte.

Selbst in ihre Träume, als sie sich zur Ruhe legte, mischte sich das Bild des interessanten Jägers. Bald sah sie sich selbst als weiße Möwe blutend zu seinen Füßen niedersinken, bald erschien er ihr als moderner Adonis von einem wilden Eber zerfleischt. Ihr Schlaf war unruhig und sie erwachte mit einem Gefühl peinlicher Beklemmung, das sie sich nicht erklären konnte.

Während sie am nächsten Morgen mit ihrer

Begleiterin in ihrem kleinen Gärtchen saß, das an ihre bescheidene Wohnung stieß, kam die freundliche Wirthin mit der Meldung, daß ein unbekannter Herr Livia sprechen wolle.

Es war der fremde Jäger, der ihr das vermißte Buch wiederbrachte. Er hatte es, wie er sagte, an dem See gefunden, oder vielmehr mit der Absicht aufgehoben, es persönlich der schönen Besitzerin abzugeben, um auf diese Weise sich ihr zu nähern.

Um nicht unhöflich zu erscheinen, bat ihn Livia, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Schnell war eine Unterhaltung angeknüpft, wozu das aufgefundene Buch, „Heine's Lieder" den reichlichsten Stoff bot. In dem lebhaft geführten Gespräch, woran sich auch Johanna betheiligte, entwickelte der Gast eine ungewöhnliche Bildung, eine seltene Kenntniß der neuesten Literatur. Wie er geschickt anzudeuten wußte, stand er selbst zu dem damals hochgefeierten Dichter in einem nahen, freundschaftlichen Verhältniß.

Voll Bewunderung lauschte Livia seinen interessanten Mittheilungen über Heine, seinen Schilderungen von dem Leben und Treiben der Pariser Schriftstellerwelt, die er meist aus eigener Anschauung kannte. Unbefangen überließ sie sich der angenehmen

und geistvollen Gesellschaft und als er zum Abschied um die Erlaubniß bat, seinen Besuch wiederholen zu dürfen, hatte sie es für eine übel angebrachte Prüderie gehalten, diesen Wunsch ihm zu verweigern.

Vielleicht wäre Livia unter anderen Verhältnissen vorsichtiger und zurückhaltender gegen einen ihr gänzlich unbekannten Mann gewesen, aber die Einsamkeit der Insel, die Ungezwungenheit des Badelebens, das Bedürfniß nach geistiger Anregung und das Gefühl ihrer jetzigen Unabhängigkeit ließen sie von den sonst gebotenen Rücksichten Anstand nehmen und begünstigten eine mit jedem Tage mehr zunehmende Vertraulichkeit.

Bald war er ihr kein Fremder mehr, obgleich er über seine persönlichen Verhältnisse eine gewisse Zurückhaltung beobachtete, wodurch jedoch das Interesse an ihm sich nur noch steigern mußte. Erst nach und nach erfuhr sie von ihm, daß er einer angesehenen adligen Familie angehörte, indem er sich Alfred von Geldern nannte. Wie er ihr später anvertraute, sah er sich in Folge eines Duells, worin er seinen Gegner lebensgefährlich verwundet hatte, gezwungen, auf der einsamen Insel sich zu verbergen, um den Ausgang des unglücklichen Ehrenhandels abzuwarten.

Livia nahm keinen Anstand, seinen Worten Glauben zu schenken und fand aus dem angegebenen Grunde das von ihm beobachtete Incognito eben so natürlich, als hinreichend gerechtfertigt. Mit unbedingtem Vertrauen überließ sie sich der tiefen Neigung, welche ihr der liebenswürdige und geistreiche Mann einflößte.

In seiner fesselnden Erscheinung glaubte sie die Liebesgluth Romeo's, die Ritterlichkeit Egmonts, den frischen, übermüthigen Humor des Prinzen Harry von Shakespeare mit allem Reiz und Zauber der Romantik verschmolzen zu finden.

Auf seine Bitten gestattete sie ihm, sie auf ihren Spaziergängen zu begleiten; an seiner Seite schwebte sie im leichten Boote auf den tanzenden Wogen des Meeres, wenn der Mond sein Silberlicht über die Fluth ausgoß, oder in dunkelschwüler Nacht die See im phosphorischen Glanze leuchtete und jede Welle einer blauen Flamme, jeder Tropfen einem funkelnden Brillanten glich.

Mit welchem Entzücken lauschte sie da der Erzählung seiner interessanten Abenteuer und Begegnisse mit den bedeutendsten Männern und Frauen, der Schilderung seiner fernen Reisen durch Frankreich, Italien und Spanien, wenn er die Pariser Salons,

die Bilder Raphaels, die Wunder der Alhambra mit bewunderungswürdiger Kunst und Beredsamkeit in den glänzendsten Farben ihr malte.

Aber mit noch höherer Wonne vernahm sie das Geständniß seiner Liebe, die sie mit plötzlich erwachter Leidenschaft, mit der ganzen Gluth ihres Herzens erwiederte. An dem stillen See, wo sie sich zum ersten Mal gesehn, schwuren sie sich unter berauschenden Küssen ewige Treue bis an's Grab, gelobten sie sich feierlich, nie von einander zu lassen.

Niemand wußte um ihr stilles Glück außer der treuen, verschwiegenen Freundin, vor der Livia kein Geheimniß hatte. Doch selbst ihr verbarg sie, daß sie auf Alfreds dringende Bitte sich heimlich mit ihm vermählt hatte, da sie nur als seine angetraute Gattin ihm ganz angehören wollte.

Nicht ohne Widerstreben hatte sie sich zu diesem gewagten Schritt überreden lassen, aber seine Liebe, sein inniges Flehn, ihre Unerfahrenheit und ihr blindes Vertrauen, selbst der romantische Reiz einer heimlichen Vermählung, die durch die eigenthümlichen Verhältnisse gerechtfertigt schien, entfernten alle Bedenken gegen seinen abenteuerlichen Vorschlag.

In Gegenwart zweier Bewohner der Insel wurde

sie von dem ihr fremden Geistlichen in Alfreds Wohnung feierlich ihm angetraut und sein Weib. In ihrer Seligkeit vergaß sie jede Vorsicht, kümmerte sie sich nicht um die Welt, nicht um ihre Familie, auf die sie ohnehin keine Rücksicht zu nehmen hatte.

Einige Wochen noch lebte Livia mit ihrem Gatten auf der einsamen Insel im Genuß eines nie zuvor geahnten Glückes, ohne an die Möglichkeit einer Trennung zu glauben. Alfred war der zärtlichste und liebevollste Mann, die Verkörperung aller ihrer Ideale, ohne durch die innige Gemeinschaft seinen Nimbus einzubüßen. Nur seit einiger Zeit glaubte sie eine gewisse Verstimmung zu bemerken, die er jedoch voll zärtlicher Sorgfalt vor ihr zu verbergen suchte.

Besonders litt er sichtlich seit dem Empfang eines Briefes, dessen Inhalt ihn im hohen Grade zu beunruhigen schien. Seine sprudelnde Laune war verschwunden, sein Humor erzwungen und auf der klaren Stirn lagerte jetzt öfters ein dunkler Schatten.

Besorgt forschte sie nach der Ursache seines Kummers, aber erst auf wiederholtes Drängen gestand er ihr zögernd und mit Widerstreben, was er ihr bisher verschwiegen, daß seine schwer erkrankte Mutter

dringend seine Rückkehr nach der Heimath wünschte, die um so nothwendiger sei, da, abgesehn von seiner Pietät, die verwickelten Familienverhältnisse seine Gegenwart forderten.

Livia hätte nicht lieben müssen, wie sie liebte, um nicht selbst in ihn zu dringen, daß er seiner kindlichen Pflicht genügen und alle Rücksichten auf sie schwinden lassen sollte. Sie selbst trieb ihn zur Eile an und bat so lange und innig, bis er, wenn auch mit schwerem Herzen, endlich nachzugeben schien und in die nothwendige Trennung willigte.

Der Schmerz des Abschieds wurde durch die Hoffnung des Wiedersehns gemildert, da er so schnell als möglich zurückzukehren versprach. Einen schwachen Ersatz gewährte ein lebhafter Briefwechsel, der ihr die Gelegenheit bot, den Reichthum ihres Herzens und Geistes vor dem geliebten Mann zu erschließen, während seine regelmäßigen Antworten sie mit dem höchsten Entzücken erfüllten.

Aber schon nach kurzer Zeit wurden seine Briefe immer kürzer und seltener, indem er sich mit seinen überhäuften Geschäften entschuldigte, bis sie zuletzt gänzlich ausblieben. Dies räthselhafte Stillschweigen mußte Livia zwar beunruhigen, dennoch war sie weit

entfernt, an seiner Treue zu zweifeln, oder gar an einen absichtlichen Verrath zu glauben. Statt dessen überließ sie sich der nahe liegenden Befürchtung, daß ihm irgend ein Unglück zugestoßen, daß seine Mutter gestorben, er selbst vielleicht erkrankt sei.

Dabei sah sie sich genöthigt, ihre Angst zu verbergen, da die Vorsicht sie abhielt, die nöthigen Schritte zu thun, Erkundigungen einzuziehn, durch die sie dem geliebten Manne zu schaden fürchtete. Noch schwebte wie sie wußte, die Untersuchung wegen des Duells, noch war seine Freiheit bedroht. Auch durfte seine ahnenstolze und von adligen Vorurtheilen nicht freie Mutter, am wenigsten auf ihrem Krankenlager, die heimlich geschlossene Verbindung erfahren.

Aus diesen Gründen hatte Alfred bei seiner Abreise ihr die größte Vorsicht empfohlen und sie dringend ersucht, nicht unter seinem Namen, sondern unter einer angenommenen Adresse ihm zu schreiben, was sie auch pünktlich befolgte. Ein solcher Brief konnte leicht verloren gegangen oder liegen geblieben, selbst in unrechte Hände gefallen sein

Ihre Liebe war nicht verlegen, um Gründe und Ursache für sein befremdendes Stillschweigen zu finden, durch die sie sich selbst zu täuschen suchte. Aber

zuletzt übermannte sie Schmerz und Ungeduld, so daß sie das Geheimniß ihres Lebens wenigstens der erprobten Freundin nicht länger verschweigen konnte.

Mit staunender Verwunderung aber zugleich mit Mißtrauen nahm Johanna die unerwartete Mittheilung über die heimliche Ehe auf. Sie verhehlte nicht ihre gerechte Bedenken, ihre Zweifel und bestärkte Livia in dem Entschluß, die Insel zu verlassen und in der angeblichen Heimath Alfred's nach ihm mit der nöthigen Vorsicht zu forschen.

Dies geschah auch, aber Niemand wollte in jener Gegend eine Familie von Geldern kennen, noch von ihr jemals gehört haben. Alle eingezogenen Erkundigungen waren vollkommen fruchtlos und dienten nur dazu, ihr die Ueberzeugung zu verschaffen, daß sowohl der Name als alle übrigen Verhältnisse erdichtet waren, um Livia zu täuschen.

Es giebt in der That Ereignisse und Handlungen im menschlichen Leben, deren Vorhandensein den besseren Naturen und edleren Gemüthern gradezu unmöglich scheint, gegen deren Existenz sich jedes reine Gefühl selbst dann noch sträubt, wenn sich die Thatsachen mit vernichtender Gewalt uns aufdrängen. Absichtlich und mit Bewußtsein verschließen wir uns

der Wahrheit, weil wir sie nicht erkennen wollen, weil mit ihr die Grundbedingungen unseres eigenen Lebens zusammenbrechen, alle sittlichen Gesetze, auf denen die Gesellschaft beruht, aufgelöst erscheinen und uns nichts übrig bleibt, als an Gott und der Menschheit zu verzweifeln.

In ähnlicher Lage befand sich jetzt die unglückliche Livia, als sie jene furchtbare Entdeckung machte. Sie konnte nicht einen so unerhörten Verrath, einen so entsetzlichen Betrug glauben und suchte daher den noch immer geliebten Mann mit der ganzen Sophistik eines weiblichen Herzens zu entschuldigen. Ihr Glaube klammerte sich an den schwächsten Strohhalm fest und trotz aller Erfahrungen gab sie nicht die Hoffnung auf, ihn minder strafbar zu finden, als er jedem unbestochenen Auge erscheinen mußte.

So unwahrscheinlich auch die Annahme war, so hielt sie es doch nicht für unmöglich, daß Alfred aus Furcht vor einer Unbesonnenheit von ihrer Seite selbst ihr seinen wahren Namen verschwiegen habe, um nicht durch ihre Unvorsichtigkeit verrathen zu werden. Vielleicht war der in jenem Duell verwundete Gegner indeß gestorben und Alfred als sein Mörder angeklagt, der größten Gefahr für seine Freiheit und selbst für

sein Leben ausgesetzt. Konnte er nicht in diesem Augenblick, wo sie ihn so schlimm beschuldigte, bereits als Gefangener im Kerker schmachten, aller Mittel beraubt, sie von seinem Schicksal in Kenntniß zu setzen?

Dann wieder glaubte sie, daß er die Flucht ergriffen, um sich der drohenden Strafe zu entziehen, daß er auf dem Wege nach Amerika sich befinde. So schrecklich ihr auch dieser Gedanke war, so gewährte er ihr doch einigen Trost und sie war entschlossen, ihm nachzufolgen und sein Schicksal, so hart es auch sein mochte, mit ihm zu theilen.

Zu diesem Zweck beeilte sie sich, in den nächsten Hafenstädten Erkundigungen einzuziehen, ohne daß es ihr jedoch gelang, die gewünschte Auskunft zu erhalten. Die Listen der Polizei, die genausten Angaben der Schiffsrheder und ihrer Agenten über die zuletzt beförderten Passagiere widersprachen einer solchen Annahme; außerdem war eine hinlängliche Zeit verstrichen, um selbst aus New-York Nachricht zu erhalten, wenn Alfred überhaupt daselbst verweilte.

So sah sich Livia gezwungen, auch diese Vermuthung fallen zu lassen, obgleich sie sich noch immer

nicht entschließen konnte, an seinen Verrath zu glauben. Nach wie vor setzte sie ihre Nachforschungen nach dem Verschwundenen fort, mit all der fieberhaften Aufregung ihrer leidenschaftlichen Natur. Von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, verfolgte sie seine Spuren, bis sie endlich eine neue, ferne Hoffnung nach der Residenz führte, wo sie anfänglich in tiefster Verborgenheit verweilte, aus der sie wider Willen durch die letzten Ereignisse gerissen wurde.

Sechstes Capitel.

Das Wiedersehn.

In dem eleganten Vorzimmer des Fürsten Schwarzfels langweilte sich dessen Diener, der so genannte schöne Henri, während sein Gebieter nach einer durchschwärmten Nacht in seinem, mit weiblicher Coquetterie ausgestatteten Cabinet Siesta hielt.

Erst auf das wiederholte Läuten der Glocke entschloß sich der müßige Lakai von dem bequemen Lehnstuhl aufzustehn und die verschlossene Thür zu öffnen, um den unzeitigen Besucher abzuweisen.

Der ihn grade nicht befremdende Anblick einer verschleierten Dame schien ihn jedoch milder zu stimmen, als wenn sich ihm das hier ebenfalls nicht seltene Gesicht eines jüdischen oder christlichen Gläubigers präsentirt hätte.

Der schöne Henri war zu genau mit den Verhältnissen des Fürsten bekannt, zu tief in die Mysterien und galanten Abenteuer seines Herrn eingeweiht, um nicht eine freundliche Miene anzunehmen, als er sah, daß es sich um eine Repräsentation des schönen Geschlechts hier handelte.

Aber er wußte zugleich aus seiner langjährigen Praxis, daß es auch unter den schönen Frauen ungestüme Mahner gab, deren Besuch dem Fürsten noch unangenehmer war, als die dringendsten Manichäer und die gröbsten Wucherer.

Deshalb beobachtete der schöne Henri die gebotene Vorsicht und Zurückhaltung, noch dazu gegen eine fremde und durch den herabgelassenen Schleier ihm verdächtige Dame.

„Kann ich Seine Durchlaucht sprechen?“ fragte sie mit bewegter Stimme.

„Ich bedaure, aber Seine Durchlaucht bedürfen der Ruhe und ich habe den strengsten Befehl, sie nicht zu stören.“

„Meine Angelegenheit ist höchst dringend und leidet keinen Aufschub.“

„Das kann ich mir wohl denken,“ versetzte der

Diener mit impertinentem Lächeln. „So sprechen alle diese Damen, wenn sie zu dem Fürsten wollen.“

„Unverschämter!“ rief sie erzürnt, indem sie ihren Schleier zurückschlug.

War es der Anblick ihrer blitzenden Augen oder eine plötzliche Erinnerung; der schöne Henri schien wie gelähmt und machte nicht den geringsten Versuch, die Dame zurückzuhalten, als sie, ohne ihn eines Wortes oder Blickes noch zu würdigen, an ihm vorüberschritt und die nächste Thür öffnete.

„Eine schöne Bescheerung,“ murmelte der erschrockene Lakai, ihr wie einem Gespenst nachstarrend. „Mag der Fürst sehn, wie er mit ihr fertig wird. Wenn sie mich erkannt haben sollte, so bin ich verloren; ich draf ihr nicht wieder begegnen.“

Während der schöne Henri sich mit diesen Betrachtungen zurückzog, um der Dame aus dem Wege zu gehn, gelangte diese ungehindert in das Cabinet, wo der Fürst im leichten Hausrock auf dem schwellenden Divan lag und in der That zu schlummern schien.

Mit angehaltenem Athem betrachtete sie jetzt die ihr nur zu gut bekannten Züge in der Nähe, als wollte sie ihn mit ihren flammenden Augen durch-

bohren. Bei seinem Anblick mußten auch die letzten Zweifel schwinden und sie überzeugte sich, daß sie nicht getäuscht worden war.

Livia, denn sie war es selbst, hatte endlich mit Hilfe ihrer Freundin die Identität des Fürsten mit ihrem treulosen Gatten festgestellt, was um so weniger schwer hielt, da er, wie bekannt, zu den öffentlichen Charakteren der Residenz gehörte und ihr öfters die Gelegenheit bot, ihn unbemerkt zu beobachten.

Jetzt war sie entschlossen, ihn zur Rechenschaft zu ziehn und ihre Ansprüche auf ihn mit ihrer ganzen Energie geltend zu machen. Dennoch zögerte sie vor dem entscheidenden Augenblick, vor dieser ersten Begegnung nach so langer Trennung.

Während ihr Herz von Haß und Liebe, von Furcht und Hoffnung bestürmt wurde, erwartete sie, daß er erwachte. Noch schlief er ruhig, ohne ihre Gegenwart zu ahnen; er lächelte im Schlummer; vielleicht träumte er von einer andern Frau, von einer glücklichen Nebenbuhlerin, von jener stolzen, üppigen Herzogin, während Livia an seiner Seite unter den furchtbarsten Seelenqualen zu vergehen glaubte.

Unwillkürlich seufzte sie, nannten ihre bebenden Lippen leise seinen Namen.

Der Fürst schlug die geschlossenen Augen auf, aber er glaubte noch zu träumen als ihm unerwartet die Verlassene gegenüber stand.

„Livia!“ rief er überrascht, mit irren Blicken.

Erst nach einer peinlichen Pause gewann der Fürst Fassung und Besinnung wieder, die ihm ihre plötzliche Erscheinung geraubt, erhielt er die Herrschaft über die reichen Hilfsquellen seines nie verlegenen Geistes zurück.

„Verzeihung,“ sagte er mit bezauberndem Lächeln, „daß ich mich von Dir überraschen ließ und Dich noch nicht von Herzen begrüßt habe. Doch Du bist in Deinem Hause und hier die Herrin. Erlaube, daß ich als Dein Diener Dir den schweren Shawl abnehme, Hut und Schleier entferne, die mir den vollen Anblick Deiner lang entbehrten Reize rauben. Wie schön Du bist! Nur diese finstere Falte entstellt die klare Stirn. Laß sie mich mit meinen Küssen verscheuchen, die düstern Wolken mit dem Hauch der Liebe verjagen, wie in jenen schönen poetischen Tagen, die ich keineswegs vergessen habe.“

Der Fürst täuschte sich jedoch in seiner Hoffnung, durch das von ihm schon oft bei andern Damen seiner Bekanntschaft erprobte Mittel auch Livia's Zorn zu versöhnen. Mit sichtlicher Entrüstung, fast mit

Abscheu stieß sie seine Hand zurück, während ein flammender Blitz der gewitterschwülen Augen selbst den erfahrenen Roué so einschüchterte, daß er keinen zweiten Versuch mehr wagen wollte.

„Oh!“ klagte er mit schmeichlerischer Stimme, „Du bist sehr grausam gegen mich und härter, als ich verdiene, Du scheinst in der That unversöhnlich, ohne Mitleid und Erbarmen für meine Bitten, für meine aufrichtige Reue, die mich seit Wochen und Monaten wegen meiner Unbesonnenheit verfolgt. Bei Tag und Nacht umschwebte mich Dein Bild, zehrte ich nur von der Erinnerung der glücklichsten Stunden meines Lebens. Mehr als einmal war ich bereits auf dem Wege, um zu Dir zurückzukehren, um mich zu Deinen Füßen zu werfen und Deine Vergebung zu erflehn, die Du mir sicher nicht verweigert hättest, wenn —“

„Genug!“ unterbrach ihn Livia mit bitterm Lächeln. „Wozu die Verstellung, da ich Alles weiß, Deinen Namen, Deinen Rang, Deine ganze Vergangenheit.“

„Um so leichter,“ versetzte der Fürst, „darf ich Deine Verzeihung hoffen. Du wirst jetzt um so besser meine eigenthümliche Lage würdigen, Manches begreifen, Vieles entschuldigen, den Verhältnissen Rechnung

tragen und die Rücksichten gelten lassen, die ich nicht ohne Gefahr verletzen darf. Müssen sich doch selbst die unsterblichen Götter dem Fatum beugen und die Macht des Schicksals anerkennen, geschweige ein schwacher Mensch, wie ich. Wenn ich eingestehn muß, daß ich gefehlt habe, so bin ich doch keineswegs so schuldig, wie Du anzunehmen scheinst und es wird mir nicht schwer fallen, mich vor Dir zu rechtfertigen wenn Du mich ruhig anhören willst. Deine Liebe wird den Sünder freisprechen, oder wenigstens begnadigen."

„Sprich nicht von Liebe," zürnte sie. „Entweihe nicht das reine Gefühl, nicht den heiligen Namen. Du willst mich nur von Neuem täuschen, aber es wird Dir nicht gelingen. Kannst Du es leugnen, daß Du mein unbegrenztes Vertrauen verrathen, meine treue Hingebung betrogen, meine Unerfahrenheit auf das Schändlichste gemißbraucht hast? Darf ich Dir noch Glauben schenken seitdem ich weiß, daß Alles an Dir, selbst Dein Name, eine große, gemeinsame Lüge ist, daß Deine Worte, Deine Schwüre falsch sind, wie Du selbst?"

„Das sind schwere Vorwürfe; aber Du vergißt die eigenthümlichen Verhältnisse, jene fast unlösbaren

Fesseln und Schranken, welche mir Geburt, Rang und Stellung auferlegen. Ich habe Dich keineswegs getäuscht, als ich von den Schwierigkeiten sprach, die sich unserer Verbindung entgegenstellten; sie waren und sind leider noch vorhanden, wie Du selbst Dich jetzt überzeugt haben wirst. Ebenso wenig hatte ich Dich belogen, als ich die Erkrankung meiner Mutter und ihren dringenden Wunsch, mich wiederzusehn, Dir mittheilte. Die Trennung von Dir und meine Rückkehr in die Heimath war durch die Rücksicht auf meine Familie geboten, eine heilige Pflicht, der ich mich nicht entziehen konnte, ohne eine schwere Verantwortung auf mich zu laden. Selbst das Duell war nichts weniger als eine bloße Fiction, sondern hat wirklich, wie ich Dir beweisen kann, in der angegebenen Weise stattgefunden. Nur eine Täuschung habe ich mir vorzuwerfen, daß ich Dir meinen wahren Namen verschwieg, selbst dann noch, als Du ein Recht auf mein Geheimniß hattest. Es war eine Schwäche, eine romantische Laune, die Du begreifen und entschuldigen wirst, wenn Du die Ursache von mir erfährst. Ja, ich wollte nur um Meinetwillen von Dir geliebt werden; nur meiner Person, nicht meinem Rang und meiner Stellung Dein Herz ver-

danken. Jetzt verdamme mich, wenn Du kannst, aber ich weiß, daß Du mir vergeben wirst, selbst wenn ich aus Eitelkeit oder übertriebener Delikatesse gefehlt und Dich hintergangen habe."

„Oh, wie gerne," entgegnete Livia, „würde ich Dich freisprechen, aber ich vermag es nicht. Wollte ich auch Deinen Mangel an Vertrauen, diese Heimlichkeit, die Lüge Deines Namens Dir verzeihn, so kann ich doch Deinen offenbaren Verrath, Deine Lieblosigkeit und Untreue nicht vergessen. Hast Du mich nicht verlassen und der Verzweiflung, allen Qualen, dem ganzen Jammer der Ungewißheit Preis gegeben? Du ließest mich von Tag zu Tag auf Deine Rückkehr warten; Du kamst nicht, selbst Deine Briefe, mein einziger und letzter Trost, blieben endlich aus, so daß selbst mein felsenfester Glaube an Dich erschüttert wurde. Brauche ich noch einen anderen Beweis für Deine Schuld, für Deinen offnen Verrath an meiner Liebe?"

„Und doch irrst Du Dich," versetzte der Fürst, ohne seine Fassung über diese direkte Beschuldigung zu verlieren. „Ich liebe Dich noch immer, wie in den ersten Tagen unseres verschwiegenen Glückes. Nur die wichtigsten Gründe konnten mich bestimmen,

Dich zu verlassen, aber es blieb mir keine andere Wahl übrig, als Dich und mich zu retten. Hätte ich wohl sonst so sorgsam unser Geheimniß bewahrt, mich Deines theuren Anblicks freiwillig beraubt, mich auf so lange Zeit von Dir getrennt, Deine Briefe, Deine Aufforderungen zur Rückkehr so lange unbeantwortet gelassen, mich selbst Deiner Mißdeutung, einem so schmerzlichen Verdachte ausgesetzt, wenn es sich nicht nicht um Dein und mein Lebensglück dabei gehandelt hätte, vor dem jede andere Rücksicht schwinden mußte Ja, das Alles habe ich gethan, mit blutendem Herzen gethan, weil ich nur so die uns drohende Gefahr abzuwenden, Dich vor den Verfolgungen meiner Familie schützen, unsere Feinde irre führen konnte."

War es die Zuversicht seiner Sprache, oder die Macht der alten, nicht erloschenen Liebe, daß Livia von Neuem seinen Worten Glauben schenkte, so unwahrscheinlich dieselben auch klangen. Aber das Herz der Frau ist wie das schwankende Meer, ein Spiel der Winde, bald stürmisch bewegt, bald heiter lächelnd, von einem Hauch erschüttert, von einem Sonnenstrahl erhellt, aufjauchzend in seliger Lust oder verzweifelnd in milder Pein.

Und auch Livia war in diesem Augenblick trotz

ihres hervorragenden Geistes nur ein liebendes Weib; beherrscht von ihren Leidenschaften, ihren Gefühlen gehorchend, ohne die Mahnungen der Klugheit, die Warnungen des Verstandes zu beachten.

„Du sprichst von Gefahren," sagte sie in milderem Ton, „die uns bedrohe. Laß mich wissen, was Du fürchtest und Du wirst mich bereit zu jedem Opfer finden."

„Oh!" versetzte er traurig, „ich fürchte nicht für mich, obgleich die Veröffentlichung unseres Geheimnisses mir die Gnade des Königs, meine bisherige Stellung und alle meine Aussichten auf eine glänzende Zukunft rauben würde. Aber weit mehr kümmert mich Dein Schicksal, arme Livia. Die unausbleiblichen Folgen einer einzigen Unbesonnenheit würden mich und Dich für immer elend machen."

„Verschweige mir nichts!" bat sie, nicht für sich sondern nur für den Geliebten zitternd. „Ich will und muß die volle Wahrheit wissen."

„Wie gern," versetzte er zögernd, „hätte ich Dir diesen neuen Kummer erspart, die schwere Sorge für mich allein getragen, aber Du zwingst mich jetzt, Dir zu sagen, was ich Dir so lange verschwiegen, was

ich Dir lieber für immer verborgen hätte, da ich Anstand nehmen muß —“

„Oh! ich besitze mehr Muth, als Du mir vielleicht zutraust, wenn es sich um Dein Glück handelt.“

„So wisse denn, daß durch einen unglücklichen Zufall einer Deiner Briefe in die Hände meiner Mutter gefallen ist, daß sie seitdem Verdacht schöpft und mich beobachten läßt. Von ihren Spionen umringt, auf jedem Schritte belauert, blieb mir nichts übrig als die höchste Vorsicht anzuwenden, um Dich vor den Folgen einer solchen Entdeckung zu schützen, da, wie ich aus den Aeußerungen meiner Mutter entnehmen kann, sie mit der Absicht umgeht, uns für immer zu trennen, unsere Ehe für ungültig erklären zu lassen. Dies allein war der Grund meines Dir unerklärlichen Stillschweigens, weil ich fürchten mußte, Dich durch jeden annähernden Schritt zu compromittiren, unsere Verbindung auf das Spiel zu setzen.“

„Was kann Deine Mutter thun? Bin ich nicht Dein angetrautes Weib, ist unsere Ehe nicht vor Gott durch des Priesters Hand geschlossen? Mag sie es versuchen, aber es wird ihr nicht gelingen, das heilige Band zu zerreißen, das uns für immer verbindet.“

„Leider," versetzte der Fürst mit einem Seufzer, „ist ihre Drohung nicht unbegründet, da ihr ein eben so veraltetes, als ungerechtes Gesetz zur Seite steht, wonach die Verbindung eines Mannes von meinem Range mit einer bürgerlichen Frau wohl angetastet werden kann."

„Du lügst!" rief Livia, von ihrem früheren Mißtrauen wieder erfaßt. „Kein Gesetz der Erde kann eine solche Niederträchtigkeit gut heißen; kein Volk auf Erden würde eine solche Schmach ruhig dulden und zusehn, daß seine Frauen und Töchter durch ein Gesetz entehrt, betrogen und der Verführung Preis gegeben werden. Müßte nicht jeder Vater erröthen, jeder Mann empört sich dagegen auflehnen? Du verläumdest nur die göttliche Gerechtigkeit, um Deine Treulosigkeit, Deinen Verrath zu beschönigen."

„Beruhige Dich!" bat der Fürst, von ihrer Heftigkeit erschreckt. „Das Gesetz existirt und wenn Du mir nicht glauben willst, so wirst Du doch Deinen Augen trauen müssen. Ich will den betreffenden Band Dir holen, damit Du Dich überzeugst, daß ich Dich nicht täuschen will."

„Bleib' nur!" versetzte sie düster. „Ich glaube

Dir und weiß jetzt, was ich von Dir zu erwarten habe."

„Nein, nein!" entgegnete der Fürst mit keineswegs erheucheltem Gefühl. „Du thust mir Unrecht, wenn Du an mir und meinem Herzen zweifelst, wenn Du mich einer solchen Schändlichkeit für fähig hältst. Aber bedarf denn unsere Liebe der äußeren Anerkennung, der gesetzlichen Zustimmung? Was kümmert uns das Urtheil der Welt, wenn wir wissen, daß wir uns für immer angehören? Bindet Dich der Trauring fester, als der Arm des Geliebten Dich umschlingt, gilt Dir das Wort des Priesters mehr als mein Schwur und bist Du darum glücklicher und zufriedener, wenn Du meinen Namen offen führen darfst? Wärest Du eine gewöhnliche Frau, so wäre Dein Mißtrauen erklärlich, aber Du bist ein großes geniales Weib, hoch erhaben über die Vorurtheile der gemeinen Menge, frei und kühn, wie der Adler in der Luft, stark genug, um die Schranken zu durchbrechen, um die elenden Formen zu verachten."

Noch einmal gelang es der wunderbaren Beredsamkeit des Fürsten, Livia's Zweifel zu beschwichtigen und alle ihre Bedenken gegen seine Liebe um so leichter zu beseitigen, da er wirklich in diesem Augenblicke

nicht heuchelte und mit einer wahren Wärme des Gefühls, mit einer ihn selbst täuschenden Gluth seine innersten Gedanken aussprach, sich ganz von seiner keineswegs erloschenen Leidenschaft hinreißen ließ.

Er bedurfte nicht der Verstellung, da er in der That eine so leicht bewegliche Natur besaß, um sich jeder Situation anzupassen, jeder Stimmung sich so lange hinzugeben, bis sie durch eine mächtigere verdrängt wurde, so daß es schwer war, die Lüge von der Wahrheit, den Schein von dem inneren Wesen an dem Fürsten zu unterscheiden. Hauptsächlich aus diesem Grunde übte der Fürst eine unwiderstehliche Macht auf die meisten Frauen seiner Bekanntschaft aus und auch Livia glaubte von Neuem seinen Schwüren und Betheuerungen.

Selbst sein Verhältniß zur Herzogin von Taland, das sie seit jenem Concertabend in der Singakademie kaum noch bezweifeln konnte, wußte er durch seine eigenthümliche Lage zu entschuldigen, indem er sie von der Nothwendigkeit überzeugte, durch den Einfluß der hochgestellten Frau seine Zukunft zu sichern und vor Allem den Verdacht der ahnenstolzen Mutter irre zu führen.

„Du wirst jetzt einsehn,“ sagte er mit seinem

bezaubserndsten Lächeln, „daß ich Dich keineswegs hintergangen, daß ich nur in Deinem Interesse mich dem Verdacht der Treulosigkeit ausgesetzt habe, um unsere Verbindung vor den drohenden Angriffen meiner Familie zu beschützen. Vertraue mir ferner und es wird mir gewiß gelingen, mit der Zeit alle diese Hindernisse, alle uns entgegenstehenden Schwierigkeiten zu besiegen. Dazu bedarf es aber der Geduld und vor Allem der größten Vorsicht, wird es unumgänglich nöthig sein, daß Du nach wie vor in tiefster Verborgenheit lebst, um keinen Verdacht zu erwecken. Ich selbst werde für Dich und Dein Wohl Sorge tragen, bis endlich der ersehnte Augenblick kommen wird, wo ich Dich öffentlich als meine Gattin anerkennen und Dir die Deiner Schönheit und Deinem Geiste angemessene Stellung anweisen darf. Bist Du damit einverstanden?"

„Ich will Dir glauben, aber wehe Dir und mir, wenn Du mich täuschen wolltest!"

Achtes Capitel.

Die Verlegenheiten des schönen Henri.

Einigermaßen beruhigt verließ Livia den Fürsten, der mit dem Aufgebot seiner ganzen Liebenswürdigkeit den drohenden Sturm beschwichtigt zu haben glaubte. Trotzdem hatte ihn die unerwartete Begegnung tiefer erschüttert, als er zeigen wollte und manche Befürchtung in seinem Herzen zurückgelassen.

Ein für ihn sonst nicht ungewöhnliches Liebesabenteuer hatte mit der Zeit durch ein Zusammentreffen unvorhergesehener Umstände eine ernstere Bedeutung für ihn gewonnen, als er ursprünglich beabsichtigt und ihn weiter geführt, als er eigentlich gedachte.

Entzückt vou Livia's Schönheit und von ihrem Geiste, hingerissen von seiner Sinnlichkeit, gereizt durch ihren Widerstand, den er nur selten bei den Frauen

seiner Bekanntschaft gefunden, hatte er sich zu einem Schritte verleiten lassen, den jetzt er aufrichtig bedauerte.

Durch das Beispiel seiner Umgebung verführt, glaubte auch er weder an die Unschuld, noch an die Tugend eines Weibes, so daß er jedes Mittel, List und Gewalt, Verstellung und Heuchelei ihnen gegenüber für erlaubt hielt.

Jener seltsame Sitten-Codex der höheren Gesellschaft, welcher die Frau gleichsam für vogelfrei erklärt und völlig schutz- und rechtlos hinstellt, war bisher die Richtschnur seiner Handlungsweise gewesen. Ganz im Sinn und Geist einer solchen Auffassung überredete er Livia zu jener heimlichen Ehe, deren Ungiltigkeit er im Voraus kannte.

Seine etwaigen Befürchtungen für die möglichen Folgen beschwichtigte er um so leichter, da ihr freier Ton, ihre geniale Verachtung aller Form, ihn in der Meinung bestärkten, es mit einer Abenteuerin zu thun zu haben, deren Widerstand ihm nichts weiter als die schlauste Berechnung schien.

Als er bei genauerer Bekanntschaft seinen Irrthum erkannte, war es zu spät, obgleich es Augenblicke gab, in denen er den gewagten Schritt tief bereute und wirklich daran dachte, allen Vorurtheilen

seiner Familie und Standesgenossen zu trotzen und Livia zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zu erheben.

Bald aber schwanden diese edleren Regungen, indem der Fürst weder den Muth noch die moralische Kraft besaß, seiner Liebe ein solches Opfer zu bringen. Dazu kam noch, daß seine glühende Leidenschaft sich nach und nach durch den Besitz abkühlte, woran Livia's geistige Ueberlegenheit und Genialität vielleicht unbewußt mit die Schuld trug.

Gewohnt, bei den Frauen seiner Bekanntschaft nur eine angenehme Zerstreuung, ein flüchtiges Vergnügen zu suchen und zu finden, belästigte ihn der tiefe Ernst und das Pathos ihrer Neigung, demüthigte ihn ihre Seelengröße, während ihre Ueberlegenheit seine Eitelkeit verletzte. Er hätte sie mehr geliebt, wenn sie minder begabt und weniger bedeutend gewesen wäre.

Vor Allem aber ließ er sich durch seine Eitelkeit und seinen Ehrgeiz bestimmen, die leichtfertig geknüpfte Verbindung eben so leichtfertig zu lösen und unter den nichtigsten Vorwänden zu verlassen.

Berühmt durch sein Glück, verwöhnt durch seine bisherigen Erfolge, das gefeierte Vorbild der jeunesse dorée, der anerkannte Herrscher im Reiche der Ga-

lanterie, durfte er am wenigsten in der Rolle des düpirten Neulings, des gefangenen Gimpels erscheinen und sich dem allgemeinen Spott und Gelächter aussetzen.

Noch weniger konnte der Fürst auf seine ehrgeizigen Pläne und glänzenden Aussichten verzichten, Macht, Rang, Einfluß, eine durch sein Talent und Rednergabe gesicherte Laufbahn aufgeben, die Gnade des Königs, die Achtung seiner Standesgenossen, die ihm unentbehrliche Anerkennung der Gesellschaft, in der er lebte, — das Alles sollte er einer vorübergehenden Neigung, einer thörichten Leidenschaft opfern.

Das war in der That eine unerträgliche Zumuthung und keine Macht der Erde, keine noch so heilige Verpflichtungen konnten ihm ein solches Opfer auferlegen. Dazu gesellte sich noch der Druck der Verhältnisse, seine verschuldete Lage und die dadurch eingegangenen Verpflichtungen gegen die Herzogin von Taland, deren unmeßliches Vermögen ihn vor den Verfolgungen seiner Gläubiger schützte, deren großer Einfluß ihn allein zu dem verfolgten Ziele führen konnte.

Dennoch hatte er gewichtige Gründe, Livia zu schonen und es nicht zu einen offnen Bruch kommen

zu lassen; er mußte um jeden Preis sie zu versöhnen, eine Verständigung herbeizuführen suchen, wie ihm dies in ähnlichen Lagen stets gelungen war. Vor Allem lag ihm jetzt daran, Zeit zu gewinnen, um gewisse Papiere, die sich in ihren Händen befanden, und die ihn leicht compromittiren konnten, sich wieder zu verschaffen.

Niemand konnte nach seiner Meinung in dieser Beziehung ihm bessere Dienste leisten als der schöne Henri, der gewandte Diener und vertraute Mitwisser seiner Abenteuer, der schon bei mehr als einer Gelegenheit seine unbezahlbare Geschicklichkeit bewiesen hatte.

Nach einiger Ueberlegung berührte der Fürst die silberne Tischglocke, worauf sogleich der dienstbare Geist mit einer sonst nicht an ihm bemerkten Unsicherheit erschien, da er sich noch immer nicht von seinem ersten Schreck erholt hatte.

„Henri,“ sagte der Fürst, „Sie kennen die Dame, die mich so eben verlassen hat.“

„Ich habe allerdings die Ehre,“ entgegnete der Lakai mit einer unbeschreiblichen Miene, worin sich Furcht, Neugierde und Unverschämtheit in wunderbarer Weise mischten.

„Gut! Dann brauche ich Ihnen nicht erst zu

sagen, daß diese unerwartete Erscheinung mir große Verlegenheiten bereiten und auch Ihnen nicht gleichgiltig sein kann."

„Gewiß nicht, Ihre Durchlaucht!" versetzte der schöne Henri mit eigenthümlichem Blinzeln. „Ich darf gar nicht an die Geschichte denken, so überläuft es mich ganz kalt. Zum Glück hat mich die gnädige Frau, wie ich glaube, im Vorzimmer nicht erkannt."

„Um so besser; dann haben Sie nichts zu befürchten. Trotzdem müssen wir die höchste Vorsicht beobachten. Sie werden daher gut thun, die von Ihnen gekannte Dame nicht aus den Augen zu verlieren, die genausten Erkundigungen über sie einzuziehn. Ich will wissen, mit wem sie verkehrt, welche Personen sie bei sich sieht und welche Hülfsquellen ihr zu Gebote stehn."

„Ihre Durchlaucht können sich ganz auf mich verlassen, obgleich ich nicht verschweigen will, daß ein solcher Auftrag für mich manches Mißliche hat."

„Ich weiß, daß Sie ein gewandter Mann sind, dem ich auch die schwierigste Mission anvertrauen darf."

„Oh! Sie sind zu gütig," versetzte der geschmeichelte Lakai. „Wir sind grade nicht auf den

Kopf gefallen und so leicht soll man uns nicht fangen."

„Eben deshalb wende ich mich an Sie mit dem delikaten Auftrage, mir außer der gewünschten Auskunft noch die Briefe zu verschaffen, die ich vor einiger Zeit an die Dame geschrieben habe."

„Das wird schwer halten und dürfte, wenn ich dabei entdeckt werde, mich in unangenehme Berührung mit den Gerichten bringen."

„Ich werde Sie schützen, mein Einfluß ist groß genug, um Sie jeder Verfolgung zu entziehen, doch wird es schwerlich dazu kommen, da Sie schon größere Proben Ihrer Geschicklichkeit abgelegt haben. Auch diesmal rechne ich auf Ihr Talent und Ihre Diskretion. Für jeden Brief zahle ich außerdem einen doppelten Louisd'or als besondere Prämie."

„Ich will Alles thun, was in meinen Kräften steht. Spätestens in einer Woche hoffe ich die Briefe Ihrer Durchlaucht zu verschaffen und dazu noch die Hauptsache, den Trauschein der gnädigen Frau."

„Dazu habe ich Ihnen nicht den Auftrag ertheilt," versetzte der Fürst mit leichtem Erröthen, daß der unverschämte Diener seine geheimen Gedanken, die er auszusprechen sich scheute, so gut errathen hatte.

„Aber es schadet doch nicht, wenn ich ihn mitbringe? Besser ist besser!"

Das Schweigen des Fürsten über diesen höchst delikaten Punkt war für den schönen Henri gleichbedeutend mit dessen Zustimmung und er bildete sich nicht wenig auf seine Schlauheit ein, obgleich der ganze Auftrag nicht nach seinem Geschmack war.

Aber der durchtriebene Diener vertraute auf sein Glück und noch mehr auf seine Erfahrung in solchen Angelegenheiten, da er, wie man zu sagen pflegt, mit allen Hunden gehetzt war und selbst ein persönliches Interesse an der Wiedererlangung der von dem Fürsten gewünschten Papiere hatte, durch die er, wie er nur zu gut wußte, ebenso sehr, wenn nicht noch mehr, als sein Gebieter compromittirt werden konnte.

Kein Mittel erschien daher dem schönen Henri unerlaubt, wo es sich noch dazu um seine eigene Sicherheit, um die möglichen Folgen einer strafbaren That für ihn handelte. Aber er mußte mit der größten Vorsicht zu Werke gehn, um sich nicht einer gefährlichen Entdeckung auszusetzen.

Zu diesem Behufe vertauschte er seine glänzende Livree mit dem Kittel eines gewöhnlichen Arbeiters,

dessen Ton und Manieren er so viel als möglich als geschickter Schauspieler nachzuahmen suchte.

In dieser Verkleidung gelang es ihm nicht nur, Livia unbemerkt zu beobachten, sondern sich auch der ihr aufwartenden Magd zu nähern, mit der es ihm nicht schwer fiel, bald ein zartes Verhältniß anzuknüpfen.

Leicht verschaffte er sich auf solche Weise die Kenntniß der Gelegenheit und den Zugang zu der abgelegenen Wohnung. Nachdem er sich genügend unterrichtet hatte, zweifelte er nicht daran, mit Hülfe eines Nachschlüssels den Schreibsekretair zu öffnen, worin Livia, wie er wußte, ihre wichtigen Papiere aufbewahrte.

Wie ein Raubvogel, der auf seine Beute lauert, umkreiste der schöne Henri Abend für Abend das einsame Haus, um den günstigen Augenbick zur Ausführung seiner Pläne zu erspähn, was jedoch keineswegs so leicht war, als er dachte, da die beiden Damen nur selten ihr Zimmer verließen.

Aber er verlor nicht die Geduld und wartete ruhig, bis Livia mit ihrer Begleiterin sich endlich einmal entfernte, um ihren gewohnten Spaziergang anzutreten. Sogleich benutzte er die eingetretene Däm-

merung, um ungesehen in das verlassene Zimmer zu bringen und mit den nöthigen Instrumenten versehn, den verschlossenen Schreibtisch zu öffnen.

Unerwartet stieß er jedoch auf größere Hindernisse als er geglaubt hatte, da die Schubladen ihm Widerstand leisteten und der mitgebrachte Nachschlüssel, den er sich durch einen früheren Wachsabdruck verschaft hatte, nicht recht passen wollte.

Es blieb ihm daher nichts übrig, als mit Gewalt das Schloß zu öffnen, wozu er mehr Zeit bedurfte als ihm angenehm war. Mitten in seiner Arbeit glaubte er Schritte zu vernehmen, welche ihm die Rückkehr der abwesenden Damen verkündigten.

Um nicht von ihnen überrascht zu werden, blieb ihm kein anderer Ausweg als durch das geöffnete Fenster in den benachbarten Garten zu entspringen, ein allerdings gefährliches Wagestück bei der Höhe der Mauer und in der völligen Dunkelheit.

Zum Glück stand, wie er wußte, ein alter Birnbaum in der Nähe, der einen bequemen Anhaltspunkt bot. Ohne sich zu besinnen ergriff der schöne Henri mit der ihm eigenen Geistesgegenwart den rettenden Ast und schwang sich als gewandter Turner auf den

benachbarten Baum auf dem er vorläufig sich geborgen hielt.

Leider jedoch täuschte ihn diese Hoffnung, indem der alte Gärtner und der Wirth des Hauses seit einiger Zeit Verdacht schöpfte und für die Sicherheit seiner Wohnung fürchtete, weil in der Nachbarschaft mehrere Diebstähle und selbst gewaltsame Einbrüche vorgekommen waren.

Mit einer geladenen Flinte bewaffnet, machte er jetzt jeden Abend, bevor er zu Bette ging, die Runde in seinem Garten, begleitet von seinem wachsamen Hofhund, der die Nähe Henri's witternd, unter dem Birnbaum plötzlich stehn blieb und durch sein lautes Gebell den Gärtner aufmerksam machte.

„Wer ist da?" rief dieser, einen Dieb vermuthend.

Natürlich hütete sich der schöne Henri, diese verfängliche Frage zu beantworten, während der Gärtner den Hahn seiner Flinte spannte.

„Antwort, oder ich schieße!"

Diese Drohung gegnügte, um dem unglücklichen Diener einen furchtbaren Schreck einzujagen, so daß er fast von dem Baum herunterfiel. Indeß besaß er noch immer so viel Geistesgegenwart, um zwischen zwei Uebeln, von denen er sich bedroht sah, das

kleinste zu wählen. Lieber wollte er sich der Gefahr aussetzen, von Livia möglicher Weise erkannt, als durch einen Schuß getödtet zu werden, oder in die Hände des brutalen Gärtners und in den Rachen des Hundes zu fallen.

Mit einem kühnen Entschluß und noch kühnerem Sprung schwang er sich durch das noch immer geöffnete Fenster in das Zimmer zurück, wo die unterdeß zurückgekehrten Damen verweilten. Bei dem unerwarteten Anblick eines fremden Mannes stieß Johanna einen Schrei aus, während Livia ihm muthig entgegentrat.

„Wer sind Sie und was wollen Sie hier?“ fragte sie entschlossen.

„Um des Himmels Willen, retten Sie mich!“ flehte der schöne Henri. „Wenn Sie mich nicht verbergen, so bin ich verloren.“

„Erst muß ich wissen, ob Sie meines Schutzes würdig sind.“

„Oh! ich bin ganz unschuldig,“ versetzte er in gefaßtem Ton, „nur ein kleiner Liebeshaudel mit dem Hausmädchen hat mich hergeführt. Sie können sie fragen, ob ich nicht die Warheit spreche. Aber der Hauswirth wollte mich mit seiner Flinte erschießen,

weil er mich für einen Spitzbuben in der Dunkelheit gehalten hat. Ich bin ein ehrlicher Mensch, das dürfen Sie mir glauben und Ihres Mitleid werth."

Je länger Livia den Flüchtling hörte und betrachtete, desto bekannter kamen ihr seine Züge und der Ton seiner Stimme vor, desto verdächtiger erschien ihr dieser Mann, den sie bereits unter ganz anderen Verhältnissen und in einer anderen Umgebung gesehn zu haben glaubte.

Um sich über seine Person die gewünschte Sicherheit zu verschaffen, näherte sie sich ihm mit der Lampe in der Hand, da er entweder aus Bescheidenheit oder aus Vorsicht in der dunkelsten Ecke des Zimmers stand. Der helle Schein, der jetzt auf den schönen Henri fiel, war ihm keineswegs angenehm, er bedeckte mit beiden Händen das Gesicht, als wenn er sich geblendet davor schützen wollte.

„Warum verbergen Sie Ihr Gesicht vor mir?" fragte Livia mißtrauisch. „Wenn Sie ein gutes Gewissen haben, brauchen Sie meinen Anblick nicht zu fürchten."

„Ich bin nur etwas lichtscheu," stotterte er verlegen.

„Thun Sie die Hände fort!" gebot siee ininer Weise, die keinen längeren Widerstand gestattete.

Mit einem Seufzer gehorchte der verwirrte Lakai, indem er sie mit kläglicher Miene anstarrte, wie der gefangene Fuchs, wenn ihn die eiserne Schlinge festhält und selbst seine Schlauheit ihm nicht mehr helfen kann. Im Stillen verwünschte er den tückischen Unfall, der ihn grade dieser Frau in die Hände gab, welche er zu meiden die größte Ursache hatte; er verwünschte sein Mißgeschick und am heftigsten seinen Herrn, den Fürsten von Schwarzfels, dem er einzig und allein das ganze Unglück zu verdanken hatte.

Seine sonstige Frechheit war verschwunden und hatte einer völligen Verzagheit Platz gemacht, so daß er am ganzen Körper zitterte, als sich zu seinem Unglück die Stimme des Hauswirths hören ließ, der noch immer den verschwundenen Dieb suchte und jetzt anklopfte, um in dem Zimmer der Dame seine Nachforschungen fortzusetzen.

„Gnade, Barmherzigkeit!" stöhnte der schuldbewußte Lakai. „Machen Sie mich nicht unglücklich, gnädige Frau!"

„Nur unter einer Bedingung will ich Sie schonen," versetzte Livia, „wenn Sie mir die Wahrheit sagen und mir nicht das Geringste verschweigen. Ich will wissen, wer Sie hergeschickt?"

„Seine Durchlaucht der Fürst von Schwarzfels, dessen Diener ich bin.“

„Und zu welchem Zweck haben Sie Sich in meine Wohnung geschlichen?“

„Seine Durchlaucht wünschte gewisse Papiere wieder zu erlangen, die sich im Besitz der gnädigen Frau befinden.“

„Betrogen, schändlich betrogen!“ murmelte Livia.

„Beruhige Dich!“ bat die besorgte Freundin. „Die Aussagen eines solchen Menschen können nicht beweiskräftig sein.“

„Leider weiß ich, daß er nur die Wahrheit spricht. Doch das ist nicht Alles,“ fuhr sie zu dem schönen Henri gewendet fort. „Wenn ich nicht irre, habe ich Sie schon früher, wenn auch in einer anderen Kleidung gesehn. Sie werden Sich wohl erinnern, welche Rolle Sie damals spielten?“

„Ich verstehe in der That nicht, was für eine Rolle die gnädige Frau meinen,“ stotterte der schöne Henri in höchster Verlegenheit, während sein Gesicht sich verfärbte und große Schweißtropfen, von der Angst entpreßt, auf seiner Stirn standen.

„Soll ich Ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen,“ erwiederte Livia, indem sie einen Schritt nach der

Thür that, um den noch draußen stehenden Hauswirth einzulassen.

„Nein, nein!“ rief der entsetzte Diener, „Sie brauchen Sich nicht zu bemühen, ich werde Ihnen nichts verbergen. Aber bedenken Sie, gnädige Frau, daß ich nur ein armer Diener bin, der gehorchen muß, wenn ihm sein Herr befiehlt. Sie können mir glauben und ich kann es beschwören, daß ich mich lange genug gewehrt habe, ehe ich mich von Seiner Durchlaucht überreden ließ in der bewußten Comödie mitzuspielen, aber sie wissen ja selbst, wie er jeden Menschen herumbekommt, wenn er will. Er stellte mir die ganze Geschichte so unschuldig vor, als einen kleinen Scherz, als einen lustigen Spaß, daß ich zuletzt ihm glaubte und mich vom Teufel verführen ließ.“

Obgleich das verwirrte Geständniß des schönen Henri's Livia's Vermuthungen nur bestätigte, so traf sie doch die längst befürchtete Entdeckung wie ein zerschmetterter Blitzstrahl, jedes seiner Worte wie ein vergifteter Dolchstich.

Trotzdem ließ sie nicht ab, bis sie die ganze Wahrheit dem zögernden Verräther nach und nach, bald durch ihre Bitten, bald durch ihre Drohungen,

ihn den Händen der Polizei zu überliefern, abgepreßt hatte.

Erst als sie nicht mehr die Schuld des Fürsten bezweifeln konnte, die Beweise für ein namenloses Verbrechen, für einen Betrug sondern Gleichen ihr unumstößlich schienen, entließ sie den schönen Henri, wie sie ihm versprochen hatte, indem sie ihm nur die Verpflichtung auferlegte, vor Allem und besonders vor dem Fürsten das tiefste Stillschweigen über seine Mittheilungen zu beobachten, was ihm natürlich nicht allzuschwer fiel, da sein eigenes Interesse ihm ohnehin den Mund schloß.

Livia selbst wurde noch in derselben Nacht in Folge der furchtbaren Aufregung von einem heftigen Nervenanfall betroffen und schwebte mehrere Tage in Lebensgefahr, aus der sie jedoch durch die Kunst des herbeigerufenen Sanitätsrathes Eichler und durch die sorgfältige Pflege ihrer Tante, welche Tag und Nacht nicht das Lager verließ, gerettet wurde.

Neuntes Capitel.

Ein neues Leben.

Als Livia sich endlich von ihrem Lager wieder erhob, erschien sie sich selbst gänzlich verwandelt; ihre Ideale waren zerstört, ihre Illusionen verschwunden und von allen ihren Träumen nichts zurückgeblieben als die Erinnerung an die ihr zugefügte Schmach, als das Gefühl ihrer unverschuldeten Schande.

In ihrem Innern war es finstere Nacht, alle Sterne erloschen; nur ein einziger Gedanke, an den Verrath des Fürsten, stand vor ihrer Seele wie ein feuriger blutigrother Komet am dunklen Himmel.

Nichts aber ist fürchterlicher, als wenn ein großer Schmerz gleichsam all die kleinen Leiden und Sorgen des Lebens verschlingt, alle Erinnerungen und Empfindungen bis auf einen Punkt verwischt.

„Ich fürchte, wahnsinnig zu werden,“ stöhnte die Unglückliche.

„Du mußt den Elenden zu vergessen suchen," mahnte die besorgte Johanna.

„Das ist nicht möglich; ich kann das schreckliche Ereigniß nicht aus meinem Gedächtniß bannen. Immer muß ich daran denken, wie er mich betrogen, auf das Schändlichste hintergangen hat. Nur die Hoffnung, mich an ihm zu rächen, hat mich noch am Leben erhalten. Jetzt weiß ich es, daß der Haß noch mächtiger als meine Liebe ist."

„Was aber willst Du, was kannst Du gegen den Fürsten thun?"

„Habe ich nicht die Beweise seiner Schuld, seines empörenden Verbrechens, die Aussagungen seines eigenen Dieners, den gefälschten Trauschein in meinen Händen."

„Das Alles kann Dir leider wenig helfen, da Du schwerlich Gerechtigkeit erlangen wirst. Bedenke, daß der Fürst durch seinen Rang und seine Stellung selbst dem Gesetze trotzt und einen Prozeß nicht zu scheuen braucht. Im schlimmsten Falle wird er sich an die Gnade des Königs wenden und durch einen Cabinetsbefehl die Niederschlagung der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung erlangen. Aber selbst wenn die heimliche Trauung mehr als ein bloßes Possen-

spiel gewesen wäre, so kann doch, wie Du bereits erfahren hast, die Rechtsgiltigkeit Deiner Ehe angetastet werden, da Du ihm nicht ebenbürtig ist."

„So werde ich ihn wenigstens durch eine solche Anklage für immer brandmarken; der öffentlichen Verachtung, dem allgemeinen Abscheu Preis geben, daß man mit Fingern auf ihn weisen, ihm jeder ehrenwerthe Mann Hand und Gruß verweigern wird."

„Arme Livia!" erwiederte traurig die Tante. „Du kennst nicht diese Welt und noch weniger die Gesellschaft, in der sich der Fürst bewegt. Als Gouvernante in verschiedenen angesehenen und vornehmen Familien habe ich mehr als hinreichend Gelegenheit gehabt, in dieser Beziehung Erfahrungen zu sammeln. Das Urtheil der Welt hängt meist vom Erfolge, von Rang und Vermögen ab. Der reiche Wucherer, der Millionen stiehlt, der liebenswürdige Verführer, der gewissenlos die Unschuld mordet, findet nicht nur Vertheidiger, sondern selbst Bewunderer. Wehe aber dem Armen und vor Allem der schutzlosen Frau!"

„Entsetzlich!" rief Livia empört. „Doch Du hast Recht, der männliche Verführer schreitet stolz auf seine Triumphe, mit erhobenem Haupt in der Gesellschaft einher, während das weibliche Opfer verhöhnt,

verspottet, verlacht und ausgestoßen wird. Die durch fremde Schuld gefallene Frau steinigt man und die zum Verbrechen getriebene Kindesmörderin endet im Zuchthause oder auf dem Blutgerüst. Man belegt mit schweren Strafen den Meineidigen und verachtet den Mann, der sein Wort nicht hält und die gelobte Treue bricht, aber Keiner weigert sich, mit dem frechen Wüstling zu verkehren, der das köstlichste Kleinod, den einzigen Schatz eines armen Kindes stiehlt, täglich Meineide schwört und durch falsche Versprechungen zahllose Herzen bricht. Selbst das Gesetz nimmt ihn noch in Schutz und wird zum Kuppler seiner schnöden Lüste, zum Schilde für den adligen Schurken, für den privilegirten Verbrecher."

„Und doch bleibt Dir nichts übrig, als Dein Schicksal stillschweigend zu ertragen, da Du Dich nicht dem Skandal, Deinen Ruf, Deine Ehre dem öffentlichen Gespötte aussetzen darfst, Du würdest in dem ungleichen Kampfe unterliegen uud Dir selbst den größten Schaden thun."

„Nein, nein!" versetzte Livia. „Es giebt noch eine Gerechtigkeit, die höher steht, als das irdische Gesetz. Das Maß ist voll, die Sünde schreit zum Himmel. Der Tag wird kommen, wo das Volk nicht

länger diese Frevel dulden und die Verbrecher strafen wird. All die Bedrückten und Verfolgten, hungernde Männer, verrathene Frauen, die große Schaar der Elenden werden sich früher oder später vereinigen, und mit gewaltiger Hand diese entartete Gesellschaft zertrümmern, diese jämmerlichen Schranken niederreißen. Dann werde auch ich mich rächen, furchtbar rächen an dem Verräther!"

Auf diese Ausbrüche eines leidenschaftlichen Schmerzes folgte eine unheimliche Ruhe, ein stilles Brüten über verzweifelte Entschlüsse und wilde Pläne, wodurch sie fast dem Wahnsinn nahe gebracht wurde. Zum Glück fand Livia jedoch in ihrem eigenen Talent das beste Heilmittel für ihre kranke Seele. Das große Unglück, das sie betroffen, hatte wie ein zerstörendes Gewitter zugleich befruchtend und reifend auf ihren Geist gewirkt.

Ihr Horizont war dadurch weiter, ihr Auge schärfer geworden, so daß sie jetzt klarer die socialen Mängel und Gebrechen erkannte, von denen schon früher der arme Schulamts-Candidat mit ihr gesprochen hatte. Das eigne Leid machte sie empfänglicher für die Leiden des Volkes, für die Ungerechtigkeit unserer gesellschaftlichen Zustände. Wie sie sonst

die Werke der Dichter und Denker mit heißem Wissensdurst verschlungen, so versenkte sie sich jetzt in die Schriften der neueren Socialisten und Weltverbesserer. Vor Allem beschäftigtigte sie das Loos der Frauenwelt in der bürgerlichen Gesellschaft, das tausendjährige Unrecht, das dem weiblichen Geschlechte widerfahren und das sie an sich selbst erprobte.

Ein neuer bedeutender Gährungsstoff hatte sich ihres Geistes bemächtigt, und ihrem ganzen Leben und Denken eine entschiedene Richtung und Färbung verliehen, die durch die äußeren Verhältnisse, durch die damalige politische und sociale Strömung noch genährt, durch die allgemeine Unzufriedenheit befördert wurde.

Ihrem scharfen Geiste konnte nicht verborgen bleiben, daß sich im Stillen eine welterschütternde Bewegung vorbereitete, daß Alles zu einem unvermeidlichen Umsturz drängte, der früher oder später zu erwarten stand. Von einer Reihe kühner und geistvoller Schriftsteller wurden die vorhandenen Zustände einer zersetzenden Kritik unterworfen und deren Unhaltbarkeit in der schlagendsten Weise nachgewiesen. Kirche, Staat und Gesellschaft schienen sich in der

That überlebt zu haben und einer vollkommenen Erneuerung zu bedürfen.

Diese mit mehr oder minder überzeugender Kraft ausgesprochenen Ideen fanden bald eine allgemeine Verbreitung, da die Lehren und Grundsätze der neuen politischen und socialistischen Schule nicht nur in abstracter Weise vorgetragen wurden, sondern auch in leichten Broschüren, in vielgelesenen und bewunderten Geschichtswerken und Romanen, selbst von der Bühne herab trotz der Wachsamkeit der Regierung sich durch populäre, allgemein verständliche Sprache und den Reiz der Poesie bei dem Volke Eingang zu verschaffen wußte.

Auch Livia hielt sich für berufen an dem großen, sich entwickelnden Kampfe in einer Weise zu betheiligen, die durch ihr Schicksal und ihr Talent bedingt wurde. Als ein Erzeugniß ihrer Stimmung entstand so jenes poetische Werk, das sie nach ihrer Genesung niederschrieb.

Ihr eignes Loos bot ihr den Stoff zu einer ergreifenden Tragödie, worin sie mit genialer Kühnheit und leidenschaftlicher Gluth alle Schmerzen, alle Qualen eines verrathenen Frauenherzens ausströmte.

Obgleich sie bemüht war, jede Andeutung über

ihr eigenes Geschick zu vermeiden, so mischte sich unwillkürlich in ihr Werk ein subjectives Gefühl, so mancher individuelle Zug, wodurch das Gedicht ein charakteristisches Gepräge erhielt und nur um so ergreifender wirkte. Es war der Fehdehandschuh, den sie zunächst dem Fürsten und der entarteten Gesellschaft entgegenschleuderte, der erste Akt ihrer unversöhnlichen Rache wegen der erlittenen Beleidigung.

Dasselbe Gefühl, von dem sie jetzt ausschließlich beherrscht wurde, machte sie noch auch empfänglicher für die Bewerbungen Steiners, die sie anfänglich mit solcher Entschiedenheit zurückgewiesen hatte. Seit jenem Tage, wo er über den Charakter des Fürsten von Schwarzfels ein so scharfes Urtheil in ihrer Gegenwart gefällt, glaubte sie ihn von demselben Haß gegen den Fürsten beseelt und einen Bundesgenossen, ein Werkzeug ihrer Rache an ihm gefunden zu haben. Dazu kam noch das hohe Ansehn, welches der junge Gelehrte innerhalb der liberalen Partei genoß, seine politische Thätigkeit und Bedeutung, die ihm in dem früher oder später unvermeidlichen Kampf gegen die herrschende Gewalt eine hervorragende Stellung sicherte.

Alle diese Gründe bestimmten Livia, ihm und seinen Wünschen sich geneigter zu zeigen, als dies an=

fänglich der Fall war. Noch war jedoch ihr Schmerz zu neu, ihr Herz durch die jüngsten Erlebnisse zu stark erschüttert, um seine Liebe zu erwiedern, aber sie ließ sich wenigstens seine Huldigungen gefallen und war noch immer Weib genug, um sich durch die leidenschaftliche Verehrung eines so ausgezeichneten Mannes geschmeichelt zu fühlen.

Minder schroff abweisend als sonst hörte sie jetzt auf die Mahnungen der Sanitätsräthin, welche keineswegs ermüdete, ihre menschenfreundlichen Bestrebungen zu verfolgen und ihr das Glück der Ehe aus eigener Erfahrung anzupreisen. Wenn Livia trotzdem noch immer mit der Entscheidung zögerte, so trug einzig und allein die Erinnerung an die Vergangenheit Schuld, die gleich einem Gespenst ihr warnend entgegentrat.

Mehr als einmal stand sie im Begriff, Steiner das Geheimniß ihres Lebens anzuvertrauen, ihn über ihr Verhältniß zu dem Fürsten Schwarzfels aufzuklären, aber eine natürliche Scheu hielt sie dann zurück, indem sie seine Verehrung durch ein solches Geständniß zu verlieren, seine Achtung einzubüßen fürchtete. Obgleich sie sich keiner Schuld bewuß war, so fühlte sie sich doch nicht gänzlich frei von dem

Vorwurf der Abenteuerlichkeit, die ihrem Wesen allerdings mehr oder minder anheftete.

Sie wollte nicht den ehrenwerthen Mann täuschen, sein unbedingtes Vertrauen nicht mißbrauchen, aber eben so wenig ihre Schwäche eingestehn und den poetischen Nimbus, der sie umgab, selbst zerstören und in einem zweideutigen Lichte vor ihrem einzigen und besten Freunde erscheinen. Die Furcht, sich eine Blöße zu geben, verführte sie zur Unwahrheit und Lüge, die ihrer innersten Natur sonst widerstrebte.

So verstrickte sie sich immer tiefer in ein Netz von Widersprüchen, das sie vergebens zu zerreißen suchte, indem sie wohl fühlte, daß der Boden unter ihren Füßen wankte. In dieser Lage überließ sie sich immer mehr den äußeren Einflüssen ihrer Umgebung, vor Allen den Eingebungen ihrer lebensklugen Tante, von der sie sich fast gänzlich beherrschen ließ.

„Du mußt eine Entscheidung treffen," sagte sie, „und um jeden Preis aus diesem Zwiespalt mit Dir selbst zu kommen suchen. Steiner's Antrag bietet Dir dazu die Hand, indem er allein Dich aus allen Deinen Verlegenheiten reißen, Deiner falschen Position ein Ende machen kann."

„Noch fehlt mir die volle Gewißheit," versetzte

Livia, „daß der Fürst wirklich nur ein Gaukelspiel getrieben, daß die mit ihm geschlossene Ehe keine Giltigkeit habe.“

„Daran kannst Du nicht mehr zweifeln, seitdem sein vertrauter Diener ein so umfassendes Geständniß Dir abgelegt hat. Du selbst hast in ihm den falschen Geistlichen erkannt, der Dich getraut, er konnte es nicht leugnen und seine weiteren Aussagen über die beiden verkleideten Zeugen, die seine Helfershelfer waren, beseitigen jedes fernere Bedenken. Du bist das Opfer eines gemeinen Bubenstücks geworden, das seines Gleichen nicht auf Erden wiederfindet.“

„Und doch kann ich es noch immer nicht glauben, eine solche Schändlichkeit nicht fassen. Ich habe dem Fürsten deshalb geschrieben.“

„Aber bis zu dem heutigen Tage keine Antwort auf Deine wiederholten Briefe erhalten. Sein Stillschweigen ist der beste Beweis für seine Schuld.“

„Du weißt, daß er längere Zeit verreist war.“

„Aber er ist jetzt zurückgekehrt; trotzdem hat er von Deinen Briefen nicht die geringste Notiz genommen, weil er sich durch eine Zeile zu compromittiren fürchtet, sein Verbrechen weder eingestehen will, noch es leugnen kann. Zugleich rechnet er auf Deine

Discretion, oder vielmehr auf Deine Furcht vor der Oeffentlichkeit eines solchen Skandals, der auch zum Theil auf Dich zurückfallen dürfte."

„Um so weniger kann ich den Bewerbungen Steiner's Gehör schenken, da ich den ehrenwerthen Mann nicht hintergehen will. Wie ich ihn kenne, würde er mir im Fall der Entdeckung eine solche Täuschung nie verzeihen. Ich würde eine solche Schmach nicht überleben."

„Der Fall ist undenkbar, da alle Betheiligten und besonders der Fürst ein gemeinsames Interesse haben, über die ganze Angelegenheit das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Kein Mensch hat auch nur die leiseste Ahnung von diesem Verhältnisse und die Mitwisser Deines Geheimnisses werden sich hüten, je davon Gebrauch zu machen. In dieser Beziehung hast Du nichts zu befürchten. Du bist in keiner Weise gebunden, da Du im eigentlichen Sinne nie verheirathet warst."

„Und doch warnt mich eine geheime Stimme vor einem solchen Schritt."

„Du bist vollkommen unschuldig, das Opfer eines frechen Betrugs. Sollst Du darum auf jedes fernere Glück verzichten, die Hand eines Mannes

zurückweisen, der wie für Dich geschaffen scheint? Willst Du deshalb Dein ganzes Leben vertrauern, weil ein schändlicher, gewissenloser Wüstling Dich auf die gemeinste Weise hintergangen, Deine Unschuld, Dein Vertrauen gemißbraucht hat? Das heißt die Gewissenhaftigkeit bis zur Selbstvernichtung treiben, der Niederträchtigkeit den Sieg überlassen und sich zu ihrem Mitschuldigen machen."

„Nein, nein!" rief Livia entschlossen. „Das darf niemals geschehn. Ich will den Fürsten mit den gleichen Waffen bekämpfen und ihn vernichten, wenn ich auch selbst darüber zu Grunde gehen sollte."

Gelang es auch der Tante noch nicht, Livia vollkommen zu überzeugen, so war diese doch jetzt mehr geneigt, den Wünschen Steiners entgegen zu kommen und ihren bisherigen Widerstand schwinden zu lassen, so daß er sich den freudigsten Hoffnungen überlassen durfte. Dennoch war er seines Glückes nicht gewiß, da sie von Tag zu Tag noch zögerte, das entscheidende Wort auszusprechen, indem sie noch immer auf eine Nachricht von dem Fürsten wartete.

Indessen hatten die politischen Verhältnisse eine immer größere Bedeutung gewonnen und die Stellung des jungen Gelehrten in einer nie geahnten Weise

verändert, ihn gleichsam über Nacht zu einem der einflußreichsten Parteiführer ohne sein besonderes Zuthun erhoben. Durch die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848 wurde das bisherige System gestürzt, eine neue Ordnung der Dinge herbeigeführt und der vorläufige Sieg des Liberalismus entschieden.

Noch während des Kampfes hatte sich Steiner durch seine Unerschrockenheit und Besonnenheit ausgezeichnet, so daß sein Name mit Bewunderung und höchster Anerkennung genannt wurde. Er stand an der Spitze jener Deputation, welche den König durch ihre dringenden Vorstellungen zu den gewünschten Concessionen bewog, die Abdankung des bisherigen Ministeriums und das Versprechen einer vollkommen freisinnigen Verfassung bewirkte. Aus einem Märtyrer der Regierung war er ein Held und Vertreter des Volkes geworden. Bei der bald darauf stattfindenden Wahl zu dem neuen Parlament ging Steiner mit einer überwiegenden Majorität aus der Wahlurne hervor.

Diese unerwarteten Ereignisse übten auf Livia's Stimmung den bedeutendsten Einfluß und beseitigten die letzten Bedenken gegen eine Verbindung mit dem jungen Gelehrten. Der Sieg der Freiheit erschien

ihr wie ihr eigener Sieg über den Fürsten von Schwarzfels, der durch die Verhältnisse von seiner Höhe sich plötzlich gestürzt sah. Es war bekannt, daß der Fürst noch in den letzten Stunden zum König berufen wurde, um ein neues Ministerium zu bilden. Als Hauptvertreter der feudalen Partei widersetzte er sich mit aller Energie gegen jede Nachgiebigkeit, so daß ihm vorzugsweise die Schuld an dem vorangegangenen blutigem Kampfe beigemessen wurde, der mit dem Sturze der absoluten Monarchie endete. Hauptsächlich durch Steiners Bemühungen wurde der Fürst zum Rücktritt gezwungen, indem die eindringlichen Vorstellungen, die klare und bestimmte Sprache des freisinnigen Volksvertreters den König von der Nothwendigkeit überzeugte, einen anderen Weg einzuschlagen und die bisherigen Rathgeber der Krone zu entlassen.

Zum ersten Male standen sich die beiden Männer gegenüber, der stolze übermüthige Aristokrat und der für Fortschritt und Freiheit begeisterte Demokrat, sich gegenseitig mit einander im heißen, erbitterten Kampfe messend, in welchem der Fürst unterliegen sollte.

Steiners Triumph, seine mit jedem Tage steigende Popularität verliehen ihm in Livia's Augen den un-

widerstehlichen Zauber der Macht und Herrschaft, die vor Allem das Herz und die Phantasie der Frau reizt und ihrer Eitelkeit schmeichelt. Die allgemeine Aufregung, der eigenthümliche Rausch des revolutionären Lebens bemächtigte sich ihres Geistes und erfüllten sie mit einer Alles vergessenden Schwärmerei, mit jenem Freudentaumel, der damals die besonnensten Gemüther beherrschte.

Ein neues Leben war ihr aufgegangen, ihre ganze Vergangenheit erschien ihr nur noch wie ein beängstigender Traum; sie kam sich gleichsam entsühnt und gereinigt, wie befreit von allen bisherigen Verirrungen vor, so daß sie wieder an die Möglichkeit eines neuen Glückes und einer neuen Liebe glauben durfte.

Auch Livia wurde von jener Trunkenheit der Geister ergriffen, welcher das ganze Volk in jener Zeit erlag. Ein Frühlingswehen ging durch die Welt, ein wunderbares Drängen und Treiben, wie es von Jahrhundert zu Jahrhundert die Menschheit gleich einer Erinnerung und Mahnung an das goldene Zeitalter überkommt.

Die Straßen und Häuser, welche hier und da noch die Spuren des Kampfes trugen, waren mit den

Fahnen und Farben der Freiheit geschmückt, überall begegnete man frohen Menschen, die sich des errungenen Sieges freuten und sich brüderlich die Hände reichten. Alle Schranken schienen für immer beseitigt, jeder trennende Unterschied war verschwunden und der alte Haß begraben.

Höher ging der Puls des Lebens, heller flammte die Begeisterung und der Einzelne vergaß seinen Kummer, seine Besorgnisse in der allgemeinen Lust in dem Jubel der vom langen Druck befreiten, aufathmenden Menge.

Dieser Stimmung vermochte auch Livia nicht länger zu widerstehen, als Steiner im Glanze eines wahren Volkshelden vor ihr von Neuem erschien. Hingerissen von all den Eindrücken der wunderbaren Zeit, geschmeichelt durch die Liebe des verehrten Mannes, bestürmt von der jetzt doppelt drängenden Freundin reichte sie Steiner ihre Hand, wurde sie sein Weib.

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Parlamentarische Kämpfe.

Eine neue gewaltige Zeit war herangebrochen, aus allen Gauen des zerrissenen Vaterlandes strömten die Vertreter des Volkes herbei, um den Traum der deutschen Einheit zu verwirklichen und das Gebäude der Freiheit für künftige Zeiten begründen zu helfen. Mit endlosem Jubel wurden die ausgezeichneten Männer begrüßt, von denen Viele in ihrer Jugend für denselben Gedanken schwer gelitten, der jetzt durch die Macht der Ereignisse den Sieg über die widerstrebenden Regierungen errungen hatte.

Es war ein wunderbares, großartiges Schauspiel, welches in den ersten Tagen ihres Bestehens diese parlamentarische Versammlung bot. Da saßen in dem geweihten Raume ehrwürdige Greise, kräftige Männer, die Blüthe eines großen, mächtigen Volkes,

neben dem stolzen Aristokraten der schlichte Bürger und Landmann, neben dem berühmten Gelehrten der einfache Dorfschulmeister.

Hier erblickte man im seltenen Verein die großen Grundbesitzer, die Träger uralter Namen und Wappen, die mit der Geschichte ihres Landes auf das innigste verflochten waren; gewandte Staatsmänner, tapfere Generale, darunter jener seltsame, fast unheimliche Militair mit der scharfen, düstern Physiognomie, halb Soldat, halb katholischer Priester, eben so bewandert in den alten Kirchenvätern wie in den Geheimnissen der europäischen Diplomatie, ein frommer Mephisto, ein heiliger Cagliostro, Allen und vielleicht sich selbst ein Räthsel ohne Auflösung, das jedoch in jenen Tagen die Neugierde reizte und deshalb mehr Furcht und Bewunderung erweckte, als er wirklich verdiente.

Dichter und Denker, kühne Forscher auf dem Gebiete jeder Wissenschaft hatten sich zahlreich, vielleicht nur zu zahlreich eingestellt und der Versammlung „des Gedankens Blässe" angekränkelt. Jener alte Herr mit den weißen Haaren und dem freundlich offnen Gesicht war ein berühmter Freiheitssänger, der einst die Jugend zum Kampfe gegen den französischen Welteroberer durch seine noch heut wiederhallenden

Lieder begeistert hatte, was die Reaction jedoch nicht abhielt, ihn später wegen seiner echt deutschen Gesinnung zu verdächtigen, seines Amtes zu entsetzen und der gemeinsten Polizeiwillkür zu überliefern.

Sein Nachbar mit dem langen grauen Bart im alten deutschen Turnerrock mußte Jahre lang auf die Aussage eines blödsinnigen Knaben im Kerker als vermeintlicher Hochverräther schmachten, obgleich er durch Wort und That das Vaterland aus unwürdigem Joch befreien und durch seine Lehren und Grundsätze ein neues kräftiges Geschlecht heranbilden half. In seiner Nähe weilte der große, bescheidene Dichter, der in der Menge kaum beachtet wurde, gleich der unscheinbaren Nachtigall, die in ihrer Brust die herrlichste Liederfülle birgt.

„Es kann," sagte der sonst so Schweigsame damals unter dem rauschenden Beifall der Versammlung, „es kann Niemand die deutsche Kaiserkrone tragen, der nicht mit einem Tropfen demokratischen Oeles gesalbt wird."

Auch unter den jüngeren Generationen fehlte es nicht an bedeutenden und interessanten Erscheinungen; mancher berühmte Philosoph, der hier seine Theorien zu verwirklichen, mancher tiefe Geschichtsforscher, der

die Gegenwart mit der Vergangenheit zu versöhnen hoffte; hochherzige Träumer, liebenswürdige Schwärmer, aber auch Männer der That; kühne Demagogen von wilder Leidenschaft und brennendem Ehrgeiz erfüllt, verwegene Sophisten, die vor keiner Verwirrung zurückschreckten.

Aus einer lebhaft bewegten Gruppe ragte einer der populärsten Volksführer hervor, eine kräftige, breitschultrige Gestalt, wie geschaffen zum Kampf im freien Felde, das offne wohlgeformte Gesicht, von lichtbraunem, golden schimmerndem Haar und Bart umrahmt, ein echter deutscher Recke, der unwillkürlich an den Drachentödter Siegfried, an den Helden der Nibelungensage erinnerte. Sein Gefährte dagegen, mit dem vierschrötigen knochigen Körper, mit dem kurzen fleischigen Halse, mit dem rothbartigen, kantigen Haupte, den hängenden Wangen, der stumpfen Nase und dem breiten Munde, glich einem mittelalterlichen Mönche, dem nur die Kutte fehlte, aber einem jener Mönche, aus deren Reihen einst ein Luther hervorgegangen war, um das Reich der Finsterniß zu stürzen.

So vereinte diese Versammlung die wunderbarsten Gegensätze, alle die herrlichen Tugenden, aber

auch die Schwächen, welche die deutsche Nation vor allen Völkern auszeichnen, eine Fülle von Geist und Wissen, von Hingebung und Opferfreudigkeit; jedoch machte sich auch jetzt schon der Mangel an Selbstverleugnung und Unterordnung der subjectiven Meinung, vor allem aber eine überwiegende Unentschlossenheit und Thatenlosigkeit, welche ihr vorzeitiges Ende herbeiführen mußte, bemerkbar. Vorläufig war der Anblick eben so großartig als tief ergreifend, die ganze Situation so überwältigend, daß alle Bedenken schwinden, alle Zweifel vor der Gewalt der Thatsachen verstummen mußten. War es doch, als ob der Geist einer tausendjährigen Geschichte unsichtbar diese Männer umschwebte, als ob die Majestät des erwachten Volkes ungesehn in ihrer Mitte thronte.

Mit solchen Gefühlen trat jetzt Steiner in diese Versammlung, welche berufen war, das größte Werk des Jahrhunderts zu vollenden. Er selbst war ganz erfüllt von der ihm zu Theil gewordenen Mission, und begeistert für seine große Aufgabe. Mit ihm zugleich war auch der Doktor Bergemann, jener kühne Sophist und der Fürst von Schwarzfels erschienen, so daß die Vertreter der verschiedensten Richtungen und Strömungen hier von Neuem sich vereinigt fanden.

Bald entbrannte der nothwendige Kampf der Parteien, an denen sich die Zuschauer auf den Tribünen mit steigender Leidenschaft betheiligten. Immer bestimmter traten die Gegensätze hervor, immer entschiedener stellten sich die trennenden Principien gegenüber, noch verschärft durch die persönlichen Sympathieen und Antipathieen.

Die verschiedenen Gesinnungsgenossen schlossen sich fester an einander und bildeten unter ihren Führern besondere Gruppen, die sich meist mit zunehmender Erbitterung bekämpften. Anarchie und Republik, Adel und Bürgerthum, Feudalherrschaft und Rechtsstaat, waren die Stichworte des Tages geworden, an denen die Gemüther sich entzündeten.

Hier sammelten sich die conservativen Elemente, gestützt auf ihren alten Besitz, auf ihre Vorrechte und ihr Ansehn, um den Fürsten von Schwarzfels und vertheidigten mit zäher Hartnäckigkeit ihre verjährten Privilegien mit allen ihnen zu Gebote stehenden Waffen. Dort erhob der geistvolle Doktor Bergemann seine Stimme und bedrohte mit seiner zersetzenden Kritik und blendenden Dialektik die bestehende Ordnung und die Grundvesten der Gesellschaft, indem er den Leidenschaften der Menge schmeichelte.

„Die demokratisch sociale Republik," lautete sein Glaubensbekenntniß, „ist die einzige Form, die nach meiner Ueberzeugung dem Volkswillen am besten Ausdruck und Verwirklichung verschafft. Aber selbst damit ist die Volkssouverainität nicht vollkommen gewahrt. Es kommen für die Gesammtheit Vertreter, welche für die Anderen sprechen, aber es ist nicht ein Mensch wie der andere. Die Volkssouverainität ist vollständig bloß dann gewahrt, wenn sich Jeder selbst vertritt. Das ist die wahre Volkssouverainität! Sie läßt sich nicht in eine bestimmte Formel fassen, denn sie ist die Formlosigkeit selbst, die Anarchie, welche ich als die höchste Blüthe menschlicher Bildung für die Zukunft erachte."

Zwischen diesen Extremen behauptete Steiner mit seinen politischen Freunden nicht eine vermittelnde, aber eine selbstständige Stellung, indem er die Nothwendigkeit einer gänzlichen Umgestaltung anerkannte, aber eben so sehr sich gegen die aristokratischen Vertheidiger des abgestorbenen Feudalstaates, wie gegen die Stimmführer der rothen Republik erklärte, vor Allem aber das Wohl und die Einigung des Vaterlandes fest im Auge behielt.

Seine glänzende Beredsamkeit, der ihm vorangehende Ruf und sein bereits vielfach erprobter Charakter verschafften ihm bald einen überwiegenden Einfluß in der Versammlung, so daß selbst seine Gegner sich gezwungen sahen, sein großes Talent und seine unabhängige Ueberzeugung zu achten. Sogar Doktor Bergemann fand sich bewogen, dem früheren Freund und Bundesgenossen seine Hand zu bieten, die dieser nicht zurückwies, da er den Geist des Mannes trotz aller Verirrungen noch immer hoch schätzte und ihn mit der Zeit von diesen Extravaganzen zurückzubringen hoffte.

Auch außerhalb der Versammlung fehlte es jetzt zwischen Beiden nicht an freundlichen Berührungspunkten, indem sich Livia für den geistreichen Dialektiker lebhaft interessirte und seine Bekanntschaft wünschte. Sie selbst betheiligte sich mehr als je an den politischen Verhandlungen und pflegte bei keiner einigermaßen wichtigen Sitzung auf der Gallerie für die Zuschauer zu fehlen.

Dies war auch an dem Tage der Fall, wo Doktor Bergemann seinen Antrag auf Abschaffung des Adels und aller bisherigen Vorrechte desselben gestellt hatte. Da der Gegenstand an und für sich

die höchste Theilnahme erweckte und außerdem einen pikanten Reiz versprach, so waren die Tribünen bis auf den letzten Platz gefüllt.

In den vordersten Reihen erblickte man heut vorzugsweise die Elite der am meisten bei dieser Frage betheiligten Gesellschaft, alte und junge Aristokraten, Generäle, Diplomaten, auswärtige Gesandte mit ihren Frauen und Töchtern, während auf den hintersten Plätzen der Gallerie Kopf an Kopf gedrängt das eigentliche Volk stand, darunter manche verdächtige und drohende Gestalt, wie sie aus dem aufgewühlten Schlamme der Revolution damals emporzutauchen pflegten.

Unter den Anwesenden machte sich vor Allen die bekannte Herzogin von Taland bemerkbar, in deren Umgebung sich der Baron von Gallen mit seiner romantischen Gattin und dem poetischen Legationsrath befand, zu denen sich noch der Graf Harrer gesellte, welcher die zum Schutze des Parlaments bestimmte Militairmacht befehligte.

„Was sagen Sie," fragte der Vicepräsident des Jockeyclubs, „zu dieser Unverschämtheit? Diese frechen Menschen wollen den Adel abschaffen. Welche Lächerlichkeit! Der Adel ist so alt wie die Welt und wird

bestehn, so lange die Welt besteht. Das ist doch auch Ihre Meinung?"

„Oh!" erwiederte die schwärmerische Leonore, „der Adel wird ewig, wird unsterblich sein, mögen diese Thoren auch seine Abschaffung beschließen. Er ist der Träger der Geschichte bei allen Völkern gewesen. Jede große That ward durch ihn vollbracht. Seine Kämpfe leben im Gesange der Dichter, im Munde des Volkes. Er bewahrt den goldenen Stern der Ehre in seiner Brust und trägt das Banner der Treue vor seinem König her. Wehe denen, die seine heiligen Rechte antasten und sein Schild zertrümmern wollen."

„Der Adel selbst," bemerkte Graf Harrer düster, „ist nicht ohne Schuld, da er leider seine Devise: „Noblesse oblige" und seinen Beruf vergessen hat, wie früher an der Spitze des Volkes durch Tugend, Sittlichkeit und Würde sich voran zu stellen."

„Und ich," versetzte die Herzogin mit feinem Lächeln, „glaube, daß er bald wieder seinen früheren Einfluß zurückgewinnen wird, wenn er die gegenwärtige Situation klug zu benutzen versteht. Noch einige Wochen, und die Revolution hat sich selbst zu Grunde

gerichtet. Spüren Sie denn nicht den Leichengeruch, den diese Versammlung aushaucht?"

Die Glocke des Präsidenten unterbrach das leise geführte Gespräch und gab das Zeichen für die von allen Seiten mit Spannung erwartete Verhandlung.

Auf der Rednerbühne erschien jetzt Doktor Bergemann, um seinen Antrag auf Abschaffung des Adels, auf Vernichtung aller noch bisher bestehenden Privilegien zu begründen.

Bevor er das Wort ergriff, richtete er unwillkürlich seine Augen nach der Tribüne, wo Livia saß und gleichsam durch ihre Blicke und ihr Lächeln die Kämpfer zu begeistern und anzufeuern schien. Mit vorgebeugtem Körper, die Hände auf die Balustrade gestützt, verfolgte sie mit höchster Theilnahme den bevorstehenden Kampf und die erhoffte Niederlage ihrer Todfeinde, des Fürsten von Schwarzfels und der Herzogin von Taland, welche durch eine derartige Maßregel am Tiefsten und Schmerzlichsten verwundet werden mußten. War doch der ganze Antrag nicht ohne ihr geheimes Zuthun und durch ihren verborgenen Einfluß auf die verschiedenen Parteiführer, besonders auf den ihr ergebenen Bergemann angeregt und gestellt worden, indem sie seine unverkennbare

Leidenschaft klug für ihre noch keineswegs befriedigte Rache benutzte.

Mit bewunderungswürdiger Schärfe und vernichtendem Witz richtete dieser jetzt seinen Angriff gegen den Adel, wobei seine Gesinnungsgenossen und die Menge auf der Gallerie ihm mehr als einmal ihren lauten Beifall zollten, während von den Lippen der aristokratischen Zuhörer ein mißbilligendes Zischen tönte, das jedoch von dem zunehmenden Tumult der gegenüberstehenden Partei erstickt wurde.

Als der Lärm sich einigermaßen gelegt hatte, bestieg der Fürst als Gegner des Antrags die Rednerbühne und seine bloße Erscheinung war noch immer bedeutend genug, die allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln und selbst die aufgeregte Menge auf der Gallerie zu beruhigen, obgleich seine conservative Gesinnung hinlänglich bekannt und verhaßt war. Noch einmal bewährte sich der ihm eigene Zauber der liebenswürdigen Persönlichkeit, eines glänzenden und blendenden Talentes. Auch er war ein Virtuose in der Politik, wie sein Freund Norin in der Kunst; auch in seinem ganzen Wesen lag eine verführerische Grazie, eine bestechende Anmuth, ein schmeichlerischer Reiz, der häufig seine politischen

Gegner entwaffnete und besonders die Frauen für sich gewann.

Seine volle, klangreiche Stimme, seine eindringlichen Gesten, und seine geschickte Deklamation bekundeten den Meister der Rede, obgleich sie ihm zugleich einen theatralischen Anstrich verliehen. Er sprach mit Feuer und Leichtigkeit gegen den eingebrachten Antrag von seinem romantisch feudalen Standpunkt aus, wobei er hinreichende Gelegenheit fand, mit dem damals auftauchenden Socialismus zu liebäugeln, zugleich mittelalterlich-conservativ und modern röthlich wie ein Chameleon zu schillern, indem er die kleinen Herren auf ihren Burgen als die natürlichen Beschützer des Volkes in den Hütten gegen die reichen Fabrikunternehmer bezeichnete.

Dabei vergaß er keineswegs, seine eigene Person in das hellste Licht zu stellen, seine mannigfachen Verdienste hervorzuheben. Wie zufällig berührte er seine Freundschaft oder nähere Bekanntschaft mit den ersten Staatsmännern in England und Frankreich, oder mit den literarischen und wissenschaftlichen Größen des Tages. Bald erzählte er eine pikante Anekdote, deren Held er selbst war; bald blendete er durch ein glänzendes Bild, durch einen kühnen Vergleich; bald

citirte er aus seinen eigenen, jüngst erschienenen Schriften eine passende oder auch nicht passende Stelle mit naiver Selbstgefälligkeit.

Der Fürst feierte in der That einen neuen Triumph und wurde mehr als einmal durch den lauten Beifall seiner Parteigenossen unterbrochen. Von Zeit zu Zeit machte er eine wohlberechnete Kunstpause, um den Eindruck seiner Rede zu beobachten und womöglich zu verstärken, indem er seine Blicke auf die Versammlung und noch öfters nach der Gallerie auf die schönen Frauen richtete, die, wie er nur zu gut wußte, sein dankbarstes Publikum bildeten.

Plötzlich stockte er mitten im lebendigsten Redeflusse, im glänzendsten Moment, wo er bereits den Sieg über seinen Gegner errungen zu haben glaubte. Seine Stimme schwankte, seine zuversichtliche Haltung verschwand und von einer, Allen unbegreiflichen Verwirrung ergriffen, ließ er die so kunstvoll begonnene Periode unvollendet.

Niemand außer Livia ahnte im Entferntesten den Grund dieser unerwarteten Störung. Ihr bloßer Anblick hatte genügt, ihm die Fassung zu rauben und den bereits gesicherten Triumph in eine völlige Niederlage zu verwandeln.

Vergebens machte er noch eine Anstrengung, die gefürchtete Erscheinung zu verscheuchen. Ihre Augen folgten ihm, wohin er sich auch wendete und er vermochte nicht, den stillen und doch so beredten Vorwurf zu ertragen. Es war, als ob sein erwachtes Gewissen ihm da Oben verkörpert gegenüber säße und ihre Form und Gestalt angenommen habe, um ihn anzuklagen.

Unwillkürlich sah er immer wieder zu ihr empor, wie von einer unsichtbaren Macht gezwungen. Noch immer saß sie da, das bleiche, schöne Gesicht mit den ihm wohlbekannten Zügen ihm zugewendet, die dunkel glühenden Augen starr und streng auf ihn gerichtet.

Das Bewußtsein seiner Schuld, die überraschende Begegnung lähmten seinen sonst so reichen Geist, so daß der Fürst seine Rede unter dem Gemurmel der Versammlung abbrechen und eine Entschuldigung wegen plötzlichen Unwohlseins vorschützend, die Rednerbühne verlassen mußte.

Ueber das düstere Gesicht Livia's flog ein Siegeslächeln, als der Präsident nach der erfolgten Abstimmung mit lauter Stimme den Beschluß der Versammlung verkündigte. „Es giebt im Staate weder Standesunterschiede, noch Standesvorrechte; alle Privilegien sind für immer abgeschafft.“

Zweites Capitel.

Eine Volksversammlung.

Seit jener denkwürdigen Sitzung standen sich die entgegengesetzten Parteien mit zunehmender Schroffheit gegenüber. Der Salon der Herzogin von Taland wurde der Sammelplatz der Aristokratie, welche um jeden Preis ihren verlorenen Einfluß wieder zu gewinnen suchte. Hier entwarf der Fürst von Schwarzfels, der sich bald wieder von seiner Niederlage erholt hatte, mit Hülfe seiner Freundin den Feldzugsplan einer gefährlichen Reaction, welche mit List und Gewalt ihre Ziele verfolgte.

„Der Adel," sagte er bei der stattfindenden Berathung, „hat keinen größeren Feind als das Bürgerthum, als den dritten Stand, der das Capital und die Intelligenz repräsentirt. Ihm die Herrschaft zu entreißen, muß unsere einzige und höchste Aufgabe sein."

„Aber wie wollen Sie das im gegenwärtigen Augenblick ermöglichen?" fragte die Herzogin.

„Durch unsere Verbindung mit dem vierten Stande, „entgegnete der Fürst, „indem wir der Revolution die Contrerevolution entgegensetzen. Das Bürgerthum hat sich im eigenen Schooße einen unversöhnlichen Feind geboren, das Proletariat. Durch zunehmende Konkurrenz und Gewinnsucht liefert es uns täglich neue Bundesgenossen, mit welchen wir eine Allianz schließen müssen. Wie im Mittelalter die Krone den Adel durch ihre Verbindung mit den Bürgern der Städte gebrochen und bekämpft; so müssen wir jetzt die Uebergriffe und die Herrschaft des dritten Standes durch die neue Macht des Proletariats stürzen."

„Das heißt Satan durch Beelzebub austreiben," bemerkte Graf Harrer. „Ihr Mittel scheint mir gefährlich wie ein doppelschneidiges Schwert, das sich gegen seinen Urheber wenden dürfte."

„Man muß es nur zu handhaben wissen; in den Händen des geschickten Arztes wird das Gift zur Arznei."

„Und ich fürchte," bemerkte die Herzogin, „daß die Wirkung zu lange Zeit erfordert, obgleich ich sonst

mit Ihrer ingeniösen Idee vollkommen einverstanden bin. Es handelt sich um augenblickliche Hilfe und die kann uns nur bei einem ernsten Conflict die Unterstützung der bewaffneten Macht geben."

„Leider," versetzte der Oberst, „sind uns die Hände gebunden und die vorhandene Besatzung reicht kaum aus, nm die Versammlung gegen etwaige Angriffe der aufgeregten Menge zu beschützen. Auch fehlt es vorläufig an jedem Vorwande zum Einschreiten des Militairs."

„Ein solcher läßt sich leicht herbeiführen," erwiderte der Fürst in seiner frivolen Weise. „Wie ich höre, soll in den nächsten Tagen eine Volksversammlung stattfinden; mit Hilfe einiger bezahlter Schreier kann man leicht einen Skandal herbeiführen, der uns die willkommene Gelegenheit bieten würde."

„Wollen Sie die Verantwortung übernehmen?" fragte der loyale Oberst. „Ich hasse alle dergleichen Umtriebe, so gern ich auch bereit bin, unseren Feinden im offenen Kampfe entgegen zu treten. Sobald mein König ruft und mir befiehlt, werde ich meine Pflicht thun und dem Unwesen ein Ende machen."

„Wozu die Umstände!" sagte der Vicepräsident des Jockeyclubs. „Man sollte all diese Lumpenhunde

ohne Weiteres niederkartätschen lassen. Das ist mein Rath und bevor das nicht geschieht, haben wir auch keine Ruhe."

„Damit bin ich vollkommen einverstanden," flüsterte seine romantische Gattin. „So mitleidig ich auch sonst bin, so könnte ich doch das Blut dieser häßlichen Demokraten ohne Erbarmen fließen sehen, seitdem ein solcher Mensch meine arme süße „Molly" mit einem Stein verwundet hat."

„Was hat ihm denn das niedliche Thierchen gethan?" fragte der poetische Legationsrath.

„Oh! nur ein klein Wenig ihn in das Bein gebissen. Molly ist so klug, daß sie nur die Canaille anbellt und dem Pöbel die Zähne weist. Wenn sie stürbe, so würde ich mich blind weinen."

„Beneidenswerthe Molly! Um diesen Preis würde ich selbst mich einem Steinwurf mit Vergnügen aussetzen."

„Still! Wenn Gallen Sie hörte, so wäre er im Stande, eifersüchtig zu werden," flüsterte die Baronin hinter ihrem Fächer.

„Wissen Sie schon," sagte jetzt die Herzogin, daß man von einem neuen revolutionären Ministerium spricht, das aus den hervorragendsten Mitgliedern des

Parlaments gebildet werden soll? Unter andern nennt man auch den berüchtigten Doktor Steiner als Candidaten eines Portefeuilles."

„Doktor Steiner!" rief der Fürst mit sichtlicher Betroffenheit. „Das ist unmöglich."

„Augenblicklich giebt es keine Unmöglichkeit mehr."

Die Frau Doktor," bemerkte die Baronin von Gallen, „sieht sich bereits im Geiste als Excellenz, wo nicht gar als Präsidentin der neuen Republik. Durchlaucht kennen gewiß die Dame."

„Ich?" fragte der Fürst mit sichtlicher Verlegenheit. „Wie käme ich zu dieser Bekanntschaft?"

„Man sagt, daß sie sehr schön sein und vielen Geist besitzen soll," bemerkte der Legationsrath.

„Ein Blaustrumpf," erwiderte die Herzogin mit verächtlichem Achselzucken; „eine Abenteuerin, die, wie man sagt, die Madame Roland seligen Angedenkens schlecht copirt. Wir wollen ihr und ihrem Gatten noch kurze Zeit das Vergnügen gönnen, da die parlamentarische Komödie ohnehin bald zu Ende geht, wenn mich meine letzten Nachrichten nicht täuschen. Wie ich höre, soll Seine Majestät endlich entschlossen sein, mit der Revolution vollständig zu brechen. Im Geheimen sind bereits die nöthigen Maßregeln ge-

troffen, die Truppen consignirt und der Oberbefehlshaber ernannt, um die königlichen Ordres auszuführen. Natürlich rechne ich auf Ihre Verschwiegenheit, da die ganze Angelegenheit vorläufig noch Staatsgeheimniß ist und nur unter der Hand einigen Eingeweihten und besonders loyalen Freunden der Monarchie mitgetheilt werden soll."

Wie sich um die Herzogin die feudalen Elemente der Gesellschaft schaarten, so sammelten sich um Livia die demokratischen Parteigenossen, eben so sehr von ihrer Schönheit und ihrem Geiste angezogen, wie durch Steiner's einflußreiche Stellung, der in der That bereits als zukünftiger Reichsminister bezeichnet wurde.

Livia selbst stürzte sich mit Leidenschaft in das politische Treiben jener Zeit, wie so viele Frauen, welche aus den verschiedensten Gründen mit der Revolution sympathisirten und sich an der allgemeinen Bewegung lebhaft betheiligten. Zunächst von Haß gegen die bevorrechtigten Stände erfüllt, von Rache gegen den Fürsten von Schwarzfels geleitet, fand sie zugleich eine Befriedigung ihres Ehrgeizes in den aufregenden Kämpfen jener Tage.

Begeistert für die großen Frauen und Heldinnen

der ersten französischen Revolution, strebte sie danach, ihre Vorbilder zu erreichen und wo möglich noch zu übertreffen; vor Allen war die edle Madame Roland ihr poetisches Ideal und sie gefiel sich in dem Gedanken, dieselbe Rolle in der Gegenwart zu spielen, indem sie die gänzlich verschiedenen Verhältnisse übersah.

Zu diesem Behufe suchte sie die hervorragendsten Mitglieder des Parlaments, besonders den geistreichen Doktor Bergemann an sich zu fesseln, da dieser nächst ihrem Gatten unstreitig der befähigste Kopf der Versammlung war. Während sie aber Steiner's Gediegenheit und innere Thätigkeit achtete, bewunderte sie die Vielseitigkeit und Kühnheit des modernen Sophisten, der vor keiner Consequenz zurückschreckte und die extremsten Ansichten mit cynischer Rücksichtslosigkeit vertheidigte.

Auch er verfolgte in der Revolution nur eine Befriedigung seiner subjectiven Gelüste, seiner maßlosen Eitelkeit, und die Freiheit erschien ihm nur als ein Bachanal, an dem er sich berauschte, um der Nüchternheit und Leere eines blasirten Daseins zu entgehn. Es war für ihn ein Schauspiel wie jedes andere, worin er eine Rolle übernommen hatte, die

er jedoch mit Leichtigkeit wieder fallen ließ, wenn er ihrer überdrüssig war.

An dem Pharotisch der Politik wagte er den höchsten Einsatz, da er im Grunde nichts zu verlieren hatte und nur mit dem Leben und der Wohlfahrt seiner Nebenmenschen ein freches, gewagtes Spiel trieb. Nicht der positive Gewinn, sondern nur die Aufregung, der Kitzel der Leidenschaft, der Reiz des Augenblicks hatte für ihn noch Interesse.

Ihm war die Freiheit vollkommen gleichgiltig, ein leerer Begriff, da er nur in der Anarchie, in der vollständigen Auflösung der Gesellschaft die Verwirklichung seiner Ideale fand. Vaterland, Familie und Besitz, Glaube und Sittlichkeit erschienen ihm nur als bloße Chimären, als absichtliche Täuschungen oder unbewußte Verirrungen der Menschheit, auf die er mit hochmüthiger Verachtung herabblickte.

Da er jedoch mit diesen seinen Ansichten fast gänzlich vereinzelt stand, und im Parlament andere Stimmführer, wie Steiner selbst, ihn an Einfluß und Bedeutung überragten, so suchte er außerhalb der Versammlung den verlornen Boden zu gewinnen, indem er durch seine Beredsamkeit und Lehren auf die tiefbewegte Menge wirkte, welche er durch seine

socialistischen Hetzereien reizte und der nur um so mehr imponirte, je weniger er verstanden wurde.

Dabei gebrauchte der schlaue Demagoge die Vorsicht, daß er sich selbst so wenig als möglich aussetzte, sondern andere für sich wirken und arbeiten ließ, während er im Verborgenen die Fäden dieser neuen Agitation in seinen Händen hielt, um nach Belieben seine Puppen unsichtbar zu leiten.

Seine Lehren hatten bereits ihre Früchte getragen. Die Spaltung zwischen den Besitzenden und Besitzlosen, zwischen Arbeit und Kapital wurden mit jedem Tage größer und gefahrdrohender. Mißtrauen von der einen, Furcht von der andern Seite waren ausgesät und wucherten in den Gemüthern. Die freudige Stimmung, welche die ersten Tage der Volkserhebung begleitete, jene innige Verschmelzung und Harmonie der verschiedenen Stände lockerten sich mehr und mehr.

Die Besitzenden fürchteten die täglich gesteigerten Ansprüche des Proletariats, das durch die gewissenlosen Versprechungen und schwindelnden Theorien der modernen Volkstribunen täglich mehr aufgeregt wurde, während die Nahrungslosigkeit, Noth und Armuth durch die andauernden Unruhen und die Unsicherheit

aller Verhältnisse fortwährend zunehmen mußte, so daß die entgegengesetzten Interessen immer schärfer und schneidender hervortraten.

Die vorhandene Mißstimmung wurde von der Reaction mit Triumph wahrgenommen und auf das Beste für ihre Zwecke ausgebeutet. Vor Allen nährte der Fürst von Schwarzfels die Unzufriedenheit der Menge, indem er durch seine geheime Agenten das Volk aufreizen ließ, um dadurch das Einschreiten der bewaffneten Macht zu rechtfertigen.

Zu diesem Zwecke mischte sich der schöne Henri, der noch immer im Dienst seines Herrn stand, jetzt öfters verkleidet unter das Volk und streute mit vollen Händen Geld aus, das aus der unerschöpflichen Quelle der Herzogin von Taland floß. So vereinten sich beide Extreme, um durch ihre Intriguen die Wunde immer von Neuem aufzureißen, eine andauernde Aufregung zu unterhalten und vielleicht einen günstigen Augenblick für die Verwirklichung ihrer Pläne zu erhaschen.

Das Volk selbst war nur noch ein Spielzeug in den Händen dieser Intriguanten, da demselben die genügende politische Bildung fehlte, um seine wahren Freunde zu erkennen und von den Abenteurern zu

unterscheiden, welche seine Schwäche mißbrauchten. Getäuscht von dem neuen Evangelium der Brüderlichkeit und Gleichberechtigung Aller, erwartete es von der gepriesenen Freiheit zunächst die Abhülfe seiner Noth, seines tausendfachen Elends. Da aber die gehoffte Erlösung nicht so schnell erschien, so war es nur zu geneigt, von Neuem zur Gewalt zu greifen. Eine solche Masse war natürlich der fruchtbarste Boden für jede Agitation und bald waren Straßen-Excesse, Tumulte an der Tagesordnung.

Da diese Ausbrüche einer unbewußten, mehr nach Instinkt, als aus Ueberlegung handelnden Bevölkerung meist der Idee und der planmäßigen Organisation ermangelten, so blieben sie ohne weitere Folgen und brachten keine neue Revolution hervor. Aus solchen Elementen konnte höchstens nur der Putsch entstehn, dieser Wechselbalg der Freiheit, der die eigene Mutter beschimpfte.

Die Regierung wartete indeß den Gang der Ereignisse ruhig ab und ließ die Revolution sich selbst abnutzen und diskreditiren, während sie im Stillen ihre Maßregeln traf, um den geeigneten Zeitpunkt wahrzunehmen, wo sie hinlänglich gestärkt und wieder befestigt, mit einem Schlage der Bewegung ein Ende

zu machen hoffen durfte. Um so geschäftiger war die verborgene Reaction; ihre Agenten arbeiteten mit den Leitern der extremen Demokratie auf dasselbe Ziel hin, Bürgerthum und Proletariat zu entzweien und gewaltthätige Conflicte dadurch herbeizuführen.

Die vorhandene Aufregung wurde besonders noch durch die Abhaltung öffentlicher Volksversammlungen unterstützt, an denen sich vorzugsweise das Proletariat, die besitzlosen Klassen und die untersten Schichten der Gesellschaft betheiligten. Die Redner waren meist bekannte Persönlichkeiten aus den gebildeten Ständen, hier und da ein Arbeiter oder Volksmann, welcher die leidenschaftliche, phrasenreiche Sprache jener Zeit führte.

Gewöhnlich stand im Freien die schnell improvisirte Tribüne, um die sich die wilde Menge drängte. Arbeiter in blauer oder grüner Blouse, Bürgerwehrmänner in ihrer Uniform, Studenten in bunten Kappen oder dem kecken, damals charakteristischen Kalabreser auf dem Haupte, suchten hier Aufregung oder Belehrung, Zerstreuung und Unterhaltung. Hier wurden die Tagesereignisse besprochen, Beschlüsse gefaßt; Sturmpetitionen angeregt und von der leicht bewegten Menge auch sogleich ausgeführt.

In diesen Versammlungen herrschte ein buntes, eigenthümliches Leben; Begeisterung und Trivialität, Weisheit und Thorheit wechselten im raschen Fluge. Vom Erhabenen zum Lächerlichen war auch hier nur ein Schritt; alle Tugenden und alle Fehler der großen Menge fanden sich hier vereint und gleichsam durch den Contrast mit der Schnelligkeit des elektrischen Blitzes wirkend. Leicht erregt, entschied die Menge mehr mit dem Herzen, als mit dem Kopfe.

Ohne zu prüfen, folgte sie den Eingebungen des Augenblicks. Zur Großmuth geneigt, bedurfte es im nächsten Augenblick nur einer leichten Veranlassung, um die angeborene thierische Grausamkeit zu zeigen. Naiv wie ein Kind, enthusiastisch wie ein Jüngling, entschlossen wie ein Mann, war sie im schnellen Wechsel wieder schwach und hinfällig und schwach wie ein Greis. Leicht begeistert, und dann erhaben in ihrem Aufschwunge, fiel sie in kurzer Zeit von der schwindelnden Höhe ihres Enthusiasmus in die geistloseste Apathie zurück. Liebend wie ein Weib war sie mit allen Schwächen und Launen des Geschlechts behaftet.

Die Lieblinge ihrer Wahl waren nicht immer die besten, sondern die verwegensten Männer. Sie

hörte gern auf ihre Schmeicheleien und hielt die Form höher als ihren Geist, indem sie sich weniger durch den inneren Werth, Vernunft und Charakter, als durch die äußere Begabung, die mächtige Stentorstimme, die imposante Figur und eine gewisse Dreistigkeit bestechen ließ. Ihr Urtheil war selten begründet und doch meist richtig. Der Instinkt leitete sie und öfter zeigte sie einen natürlichen Takt, ein feines Gefühl, obgleich sie sich zuweilen eben so leicht täuschen ließ. Ihre Fehler entsprangen aus dem heißen Blut, und nicht aus wirklicher Verdorbenheit. Aber selbst ihre Tugenden trugen den Stempel der Leidenschaft und eines wilden Enthusiasmus.

So waren die Clubs und Volksversammlungen beschaffen, die Livia jetzt häufig in Gesellschaft des Doktor Bergemann besuchte, da sie eine besondere Vorliebe für dergleichen aufregende Scenen zeigte, während ihr Gatte dieselben so viel als möglich mied, ohne ihren Neigungen in irgend einer Weise hemmend oder beschränkend entgegen zu treten.

Steiner achtete die Individualität seiner Frau und entschuldigte ihre extremen Ansichten und Richtungen mit ihrer poetischen Natur und leicht entzündbaren Begeisterung, so daß er keinen Anstoß

weder an ihrem Benehmen, noch an ihrem vertrauten Umgange mit dem Doktor Bergemann nahm, mit dem ihn trotz aller abweichenden Meinungen so viele wichtige gemeinschaftliche Interessen und die Erinnerung an ihre alte Freundschaft verband.

Er selbst war zu sehr von den politischen Ereignissen und der ihm gestellten Aufgabe erfüllt, um den inneren Zwiespalt seiner kurzen Ehe zu fühlen, zu hoch und edel gesinnt, um den leisesten Verdacht an Livia's Treue, an ihrer aufrichtigen Liebe in seinem Herzen Raum zu geben. Manche ihrer seltsamen Extravaganzen und abenteuerlichen Launen erschienen ihm hinlänglich erklärt durch die allgemeine Aufregung der Zeit, die sich nur um so stärker und schärfer in dem phantasiereichen Gemüthe der Dichterin wiederspiegeln mußte.

Wenn er auch nicht mit allen ihren Eigenheiten einverstanden war, hier und da die echte Weiblichkeit, die volle Hingebung der Frau an Livia vermißte, so vergaß er doch bald ihre fühlbaren Mängel über dem wunderbaren Reiz, den sie im näheren Umgange entfaltete. In den wenigen Augenblicken, wo sie sich ganz ihrer großartig angelegten Natur überließ, übte sie eine fast dämonische Ge-

walt über seinen Geist, der er sich nicht zu entziehen vermochte.

So lange sie in Steiner's Nähe weilte, schienen die bösen Dämonen des Hasses und der Rache sie zu verlassen und ihr Geist, befreit von allen wilden Leidenschaften, strahlte in angeborner Schönheit, hoch erhaben über all die niederen Verlockungen und Trübungen der Welt.

Es war gewissermaßen ein Doppelleben, daß Livia führte, indem sie bald in den höchsten Regionen der Gedankenwelt schwebte, bald sich den wildesten Eingebungen ihrer überreizten Phantasie überließ. Noch fehlte ihr das schöne harmonische Gleichgewicht der Seele, der höchste Vorzug des Weibes. Um so entzückender erschien sie aber in den Stunden der Weihe, wo sie durch die Macht und Fülle ihres Genius einen hinreißenden bestechenden Zauber übte und alle ihre sonstige Schwächen vergessen machte.

In solchen Augenblicken gab es keinen Mann, der ihr widerstanden hätte und auch Steiner empfand eine unaussprechliche Wonne im Besitze einer Frau, welche mit der größten Schönheit alle Gaben des Genies, die höchste Inspiration vereinte.

Drittes Capitel.

Ein moderner Volkstribun.

Seit den ersten Tagen seiner Bekanntschaft mit Livia wurde auch Doctor Bergemann von einer verzehrenden Gluth für die Gattin seines früheren Freundes ergriffen. Nur ihretwillen hatte er die frühere Verbindung wieder angeknüpft und eine Ergebenheit geheuchelt, die seinem Herzen innerlich fremd war. Doppelt beneidete er den glücklichen Nebenbuhler eben so sehr um seinen politischen Einfluß, wie um den Besitz einer solchen Frau. Beide ihm zu entreißen, war sein einziger Wunsch, den er mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit und Gewissenlosigkeit verfolgte.

Zunächst suchte er zu diesem Zweck Livia's Vertrauen zu gewinnen, ihren Charakter, ihre Schwächen kennen zu lernen. Bergemann gehörte zu jenen ge-

fährlichen Männern, welche mit der Kälte des berechnenden Verstandes die heiße Gluth der Leidenschaft verbinden, und ein vorgestecktes Ziel mit der größten Beharrlichkeit verfolgen, von keinem Hinderniß sich abschrecken, von keinem moralischen Bedenken sich abbringen lassen.

Mit der Ruhe des Anatom, der mit dem Messer in der Hand den menschlichen Körper secirt, den verborgenen Organismus aufdeckt, die geheimen Bahnen der Gefäße und feinsten Verschlingungen der Nervenfaser durchforscht, verfolgte er die innere Natur Livia's, ihre geistigen Stimmungen und Regungen, die geheimsten Falten ihres Herzens. Sie war sein Studium bei Tag und Nacht, ein Problem, das er um jeden Preis lösen wollte, womit er sich unablässig beschäftigte.

Derselbe Eifer beseelte ihn wie bei seinen wissenschaftlichen Aufgaben und auch hier entwickelte er dieselbe Schärfe der Beobachtungsgabe, die ihn bei allen seinen Unternehmungen und Arbeiten auszeichnete. Seiner Aufmerksamkeit entging kein noch so unbedeutender Zug, keine noch so leise Andeutung, die ihm Aufschluß über ihr räthselhaftes Wesen geben konnte. Ein unbedachtes Wort, eine hingewor-

fene Aeußerung, eine unmerkliche Bewegung, ein Lächeln genügte ihm, um ihn aufzuklären, bildete ein Glied in der Kette seiner Schlüsse, die ihn mit jedem Tage der Wahrheit näher brachten.

Bald erkannte er, daß Livia vor der Welt und besonders vor ihrem Gatten ein Geheimniß zu verbergen hatte, durch dessen Besitz er allein sein Ziel zu erreichen hoffen durfte. Aber selbst einem so feinen Geist wie Bergmann fiel es nicht leicht, den dichten Schleier, mit dem sie sorgfältig ihr Leben und ihre Vergangenheit zu umgeben wußte, zu zerreißen, das undurchdringliche Dunkel zu lichten.

Alle seine bisherigen Bemühungen waren vergebens und er verzweifelte das Räthsel ihres Herzens zu lösen. Je hoffnungsloser seine Leidenschaft erschien, um so heftiger wurde sie, um so heißer flammte der Wunsch nach endlicher Befriedigung. Einstweilen suchte er sich ihr unentbehrlich zu machen, indem er ihren Neigungen schmeichelte, all ihre extravaganten Launen unterstützte und ihrem Drang nach Aufregung und Betäubung jeden möglichen Vorschub leistete.

So wurde er ihr unabläſſiger Begleiter in alle Clubs, die sich damals gebildet hatten, bei allen

Volksversammlungen und öffentlichen Demonstrationen, an denen es in jener bewegten Zeit nicht mangelte. Hauptsächlich auf seine Veranlassung sollte in den nächsten Tagen eine Vereinigung aller demokratischen Elemente, oder vielmehr des Proletariats stattfinden, um dem Parlamente eine Sturmpetition zu überreichen, worin alle Beschwerden der mit dem Gange der politischen Ereignisse unzufriedenen Masse niedergelegt werden sollten.

Zur bestimmten Stunde versammelte sich eine unabsehbare Menschenmenge vor dem Thor auf einer dazu geeigneten großen Wiese, Männer und Frauen aus allen Ständen, besonders aus den untern Schichten der Gesellschaft, darunter viele verdächtige Gestalten, brodlose Arbeiter mit hohlen Wangen und eingesunkenen Augen, aus denen die Noth und das Elend blickte; wüste Gesellen, welche Lust an jedem öffentlichen Scandal fanden; Corrigenden und bestrafte Verbrecher, welche jetzt der polizeilichen Aufsicht spotteten und die Unsicherheit noch vermehrten.

Aber eben so wenig fehlte es an wirklichen Freunden des Volkes, an fanatischen Anhängern der Freiheit, an edlen Schwärmern und begeisterten Aposteln der Gleichheit und Brüderlichkeit, welche von

einem goldenen Zeitalter träumten, an wahren Patrioten, die bereit waren, für die Einheit des Vaterlandes selbst die größten Opfer an Blut und Leben zu bringen. Dazu kam noch die große Menge der Indifferenten, welche hier Befriedigung ihrer Neugierde suchten und bei keiner Gelegenheit zu fehlen pflegen, wo sich ihnen ein interessantes Schauspiel darbietet.

Einzelne Intriguanten und ehrgeizige Parteiführer hielten sich kluger Weise im Verborgenen oder mischten sich ungesehn oder unbeachtet unter das Gedränge, um das Feuer zu schüren, durch ein geschickt hingeworfenes Stichwort die Menge zu reizen. Auch Bergemann war zugegen, anscheinend als harmloser Zuschauer und Begleiter Livia's, obgleich er im Grunde der geheime Leiter und die Seele dieser neuen, von ihm hervorgerufenen Bewegung war.

Hier und da wechselte er im Vorübergehen einen bedeutungsvollen Blick mit seinen vertrauten Agenten, gab er den Eingeweihten einen heimlichen Wink, sprach er mit dem oder jenem Volksmann einige freundliche oder gleichgiltige Worte, hinter denen sich eine nur ihnen verständliche Anweisung, ein besonderer Befehl verbarg. So sehr auch seine Eitelkeit

sich dadurch geschmeichelt fühlte, daß er von der Menge erkannt und mit einem lauten Hoch begrüßt wurde, so war er doch auch schlau genug, den vielfachen, an ihn gerichteten Aufforderungen, als öffentlicher Redner aufzutreten, zu widerstehen, da er sich eben so sehr zu compromittiren fürchtete, als auch zu gut wußte, daß ihm die nöthigen Eigenschaften eines populairen Redners, die imposante Erscheinung, die beherrschende Stimme und der volksthümliche Ausdruck fehlten.

All diese Vorzüge standen dagegen einem Manne zu Gebote, der am Schlusse der Verhandlung sich zum Worte meldete und die Menge durch seine kühne und begeisterte Rede electrisirte. Es mochte ein angehender Vierziger sein, aus dem blassen, eingefallenen Gesicht sprach ein tiefes, jahrelanges Leiden, eine schmerzliche Verbitterung. Das graue, flatternde Haar, der lange wirre Bart, der ihm fast bis zur Brust reichte, verliehen seiner ursprünglich sanften Physionomie einen verwilderten Ausdruck. In den blauen, tiefliegenden Augen flackerte eine unheimliche Gluth, ein maßloser Fanatismus.

Seine hohle, dumpfe Stimme hatte etwas Erschütterndes; sie klang bald wie das drohende Rollen

des Donners, bald wie das heisere Toben des Sturmes. Er ermahnte das Volk, auf seiner Hut zu sein, indem er vor dem von allen Seiten lauernden Verrath, vor dem finstern Treiben der Reaction warnte.* Es waren nicht die gewöhnlichen zweideutigen Phrasen, die aus seinem Munde kamen, sondern Worte der innersten Ueberzeugung, die deshalb wie zündende Blitze in die Menge schlugen.

Mit ungewöhnlicher Klarheit und Sachkenntniß schilderte er die gegenwärtige politische Lage, die Stellung der Parteien, die Unfähigkeit des Parlaments, welches die in dasselbe gesetzten Hoffnungen täuschte; die geheimen Absichten der Regierung, welche alle Errungenschaften der Revolution bedrohte; die Leiden des Volkes, das von Neuem um die Früchte seines Kampfes betrogen werden sollte.

In schneidenden Worten geißelte er das Treiben der feigen Bourgeoisie, höhnte er die Schwäche und Thatenlosigkeit der sogenannten Liberalen, beleuchtete er das Zwitterwesen der constitutionellen Monarchie, indem er sich unumwunden für die sociale Republik erklärte. Kein Redner vor ihm hatte die feindliche Stellung des vierten Standes zu den besitzenden Klassen so scharf und energisch

hervorgehoben, mit so rücksichtslosem Fanatismus sich zu den communistischen Grundsätzen jener Zeit bekannt.

„Wer ist dieser Mensch?" fragte Bergemann während einer Pause seinen Nachbar.

Niemand schien den seltsamen Redner zu kennen; nur Livia glaubte ihn schon früher gesehen zu haben, indem sie durch die ganze Erscheinung, noch mehr aber durch den eigenthümlichen Gedankengang unwillkürlich an ihren früheren Lehrer, den Schulamts-Candidaten Römisch erinnert wurde. Ueberrascht folgte sie mit verdoppeltem Interesse seinem Vortrage, den er unter dem rauschenden Beifall und der allgemeinsten Zustimmung der Menge schloß.

Von dem Wunsche beseelt, den alten und wie es ihr schien hilfsbedürftigen Freund wiederzusehen, theilte sie unbefangen ihre Vermuthungen dem Doctor Bergemann mit, indem sie ihn ersuchte, den bereits in der Masse verschwundenen Redner ausfindig zu machen, wozu dieser sich auch gern bereit zeigte. Indeß war das bei dem jetzt stattfindenden Gedränge keine leichte Aufgabe, indem Beide bei diesem Bemühen in einen Strudel geriethen und von dem wogenden Menschenstrome mit fortgerissen wurden, so

daß Bergemann Mühe hatte, seine Begleiterin zu schützen und mehr als einmal in Gefahr stand, von ihr getrennt zu werden.

Die Aufregung des Volkes hatte durch die letzte Rede den höchsten Grad erreicht und es bedurfte nur der geringsten Veranlassung, um einen gewaltsamen Conflict, einen Ausbruch seiner gereizten Stimmung herbeizuführen, wie das bei solchen Gelegenheiten in jener Zeit nicht selten vorkam. Ein Wort, eine verdächtige Bewegung genügte unter diesen Umständen, um die Menge zu reizen und einen Tumult zu veranlassen.

„Haltet den Spion!" rief plötzlich eine Stimme aus dem Gedränge.

„Ein Spion! Wo ist der Spion? Schlagt ihn todt, hängt ihn!" rief es von allen Seiten.

Zugleich erhob sich ein grelles Pfeifen, Schreien, Brüllen und Gröhlen, ein furchtbarer Sturm, der selbst den Muthigsten erbeben ließ. Von der wüthenden Menge verfolgt, stürzte das bezeichnete Opfer, der schöne Henri, mit bleichem Gesicht und entsetzten Zügen, wie ein gehetztes Wild vorüber. Der schlaue Diener des Fürsten von Schwarzfels hatte sich im Auftrage seines Herrn in die Volksversammlung be-

geben und durch sein Benehmen den Verdacht einiger „Rothen" trotz seiner Verkleidung erregt. Als ein Werkzeug der Reaction erkannt und bezeichnet, befand er sich in der größten Gefahr, von dem wüthenden Volke mißhandelt, selbst getödtet zu werden.

Schon hatten die Nächsten ihn fast erreicht und hundert starke Arme erhoben sich, um ihn zu ergreifen oder niederzuschlagen, als er nach Hilfe spähend, mit angstvoll lauernden Blicken Livia in der Nähe erblickte.

„Retten Sie mich, gnädige Frau!" rief der Unglückliche, indem er zu ihren Füßen niedersank und sie fest umklammerte.

„Schlagt den Hund todt! Nieder mit dem Verräther!" brüllte die entmenschte Schaar.

„Um des Himmels willen!" flehte der entsetzte Diener. „Helfen Sie mir noch einmal, wie Sie mir schon früher geholfen haben. Ich werde Ihnen ewig dankbar sein. Sie wissen, daß ich in alle Geheimnisse des Fürsten eingeweiht bin, und Ihnen die interssantesten Mittheilungen über ihn machen kann. Sie sollen Alles erfahren, wenn Sie mich nur dies Mal noch beschützen wollen."

Mit Staunen und Verwunderung vernahm Doc-

tor Bergemann die eigenthümlichen Bitten des schönen Henri, welche dessen nahe Beziehungen zu Livia verriethen und ihm einen interessanten Aufschluß, die endliche Entdeckung des längst von ihm gesuchten Geheimnisses versprachen. Während sie selbst verlegen zögerte und schwankte, ob sie dem Verräther den gewünschten Schutz gewähren, oder ihn seinem Schicksal überlassen solle, sprach der Agitator einige beruhigende Worte zu der empörten Menge.

„Ich glaube,“ sagte er mit einem eigenthümlichen Blick auf Livia, daß diese Dame, die Gattin des berühmten Steiner, den Mann kennt und sich für seine Unschuld verbürgt.“

„In der That,“ stammelte Livia, „ich kenne ihn.“ —

„Nein, nein!“ rief einer der hartnäckigen Verfolger. „Der Kerl ist ein Spion, ein Diener des Fürsten von Schwarzfels, des Erzreactionairs.“

Der bloße Name des verhaßten Aristokraten reichte hin, eine allgemeine Empörung hervorzurufen und die erloschene Wuth wieder anzufachen. Mit Recht oder Unrecht galt der Fürst dem Volke als der Repräsentant des Feudalismus, als der Hauptvertreter aller reactionairen Umtriebe, wozu seine

herausfordernde Haltung, sein frivoler Uebermuth, seine ganze aristokratisch hochmüthige Erscheinung besonders beitrug. Wie gewöhnlich suchte und fand die Menge eine Verkörperung ihrer Liebe und ihres Hasses, eine geeignete Persönlichkeit für ihre Sympathien und Antipathien, ohne sich der Gründe klar bewußt zu sein.

Selbst das Ansehn des für freisinnig bekannten Bergemann vermochte jetzt nicht den schönen Henri zu schützen und er wäre sicher verloren gewesen, wenn nicht Livia in diesem Augenblick das ihr bekannte Gesicht des Schulamts-Candidaten und beliebten Volksredners unter den Verfolgern entdeckt hätte. Mitten in der Verwirrung gelang es ihr noch, sich ihm zu erkennen zu geben und seine Verwendung für ihren Schützling in Anspruch zu nehmen.

„Laßt den Kerl laufen,“ sagte er in seinem populären Ton. „Es ist nur der Diener seines Herrn. Nicht das Werkzeug, sondern den Urheber, nicht die Axt, sondern die Hand, welche den Baum der Freiheit niederschlagen will, müssen wir vernichten.“

„Bravo!“ rief die Menge. „Nieder mit dem Fürsten; laßt den Kerl laufen!“

Während die Mehrzahl mit jener wunderbaren Schnelligkeit, womit das Volk in seiner Stimmung wechselt, zur Milde geneigt schien, gab es noch immer einige Unzufriedene, welche den schönen Henri nicht so leichten Kaufs davon kommen lassen und durchaus ein abschreckendes Beispiel geben wollten.

„Wie der Herr, so der Knecht. Den haben wir, laßt ihn nicht entkommen!“

Von Neuem streckten sich die wilden Hände aus, schwebten drohend über dem Haupte des Schlachtopfers die mit Knüppeln und Stöcken bewaffneten Arme seiner Feinde, während er, von Todesangst erfüllt, sich am Boden krümmte und der Angstschweiß von der bleichen Stirn niederfloß.

„Zurück!“ gebot der finstere Fanatiker. „Wollt Ihr mit dem Blute dieses Elenden Eure Hände beflecken? Er ist nur ein armer Sclave, der dem Gebieter gehorchen muß. Statt ihn zu tödten, wollen wir ihn befreien. Wenn die Revolution eine Wahrheit sein soll, so darf es keine Herren und keine Knechte geben. Nicht mit den Unterdrückten, sondern mit den Unterdrückern führen wir Krieg und nur die Tyrannen sollen vor uns zittern. Ueber sie wird der Tag des Gerichts früher kommen, als sie ihn

erwarten. Das Volk wird den Verführten und Verirrten verzeihen und mit den Schwachen Mitleid haben. Auch dieser Mann ist unser Bruder, wenn er auch jetzt als unser Feind erscheint. Nicht er, sondern sein Gebieter trägt allein die Schuld und diesen müssen wir zur Rechenschaft ziehen."

„Ja, das wollen wir, je früher, desto besser!" schrie die wilde Menge, der es darum zu thun war, ihren Haß, gleichgültig in welcher Weise, zu befriedigen.

Um jedoch das Opfer den Blicken seiner Verfolger zu entziehen, reichte der Volksführer dem schönen Henri seine Hand und führte ihn, von Livia und dem Doctor Bergemann gefolgt, aus dem gefährlichen Gedränge in das Freie, wo sie sich erst sicher fühlten. Keiner aber war mit diesem Ausgange zufriedener, als der noch immer an allen Gliedern zitternde Diener des Fürsten, der sich glücklich pries, einer solchen Gefahr entronnen zu sein.

Während aber Livia das Wiedersehen mit ihrem alten Freund und Lehrer feierte und sich von ihm seine seltsamen Irrfahrten und Begebenheiten erzählen ließ, fand Doctor Bergemann die erwünschte Gelegenheit, heimlich einige unverfänglich scheinende Fra-

gen an den schönen Henri über Livia's Verhältniß zu ihm, oder vielmehr zu dem Fürsten von Schwarzfels zu richten.

Obgleich der schlaue Bursche sich wohl hütete, ihm die volle Wahrheit zu gestehn, um sich nicht zu compromittiren, so gaben seine unter der vorangegangenen Erschütterung gemachten Mittheilungen einem so fein combinirenden und überlegenen Geiste wie Doctor Bergemann mehr als einen hinreichenden Anhalt, um wenigstens die hauptsächlichsten Punkte des von ihm mit solchen Eifer gesuchten Geheimnisses zu errathen. Was ihm noch dunkel schien, hoffte er mit Hilfe des schönen Henri aufzuhellen, da dieser keineswegs gegen den galvanischen Reiz einiger Goldstücke unempfindlich schien und außerdem vor der Macht eines solchen Volksführers den höchsten Respect besaß, nachdem er aus eigener Erfahrung dieselbe kennen gelernt hatte.

Aber auch die unerwartete Erscheinung des fanatischen Schulamts-Candidaten war Bergemann aus vielfachen Gründen angenehm und um so mehr willkommen, da er in diesem einen nützlichen Bundesgenossen für seine geheimen Pläne und Absichten zu finden glaubte. Der Freund und Lehrer Livia's, der

beliebte Volksredner, der eine solche Macht auf die Entschlüsse und Handlungen des Proletariats übte, war ein keineswegs zu verachtendes Werkzeug in den Händen eines so geschickten Agitators.

Mit Hilfe Beider durfte jetzt Bergemann hoffen, sein Ziel zu erreichen, Livia's Liebe zu gewinnen und Steiner's politische Stellung zu untergraben.

Viertes Capitel.

Aristokratische Umtriebe.

Durch derartige Vorgänge wurden die Gemüther immer mehr erhitzt, die schon vorhandene Gährung künstlich genährt, so daß der Kampf der sich gegenüberstehenden Parteien mit jedem Tage unvermeidlicher schien. Bewaffnete Haufen zogen drohend durch die Straßen und sammelten sich in der Nähe des Sitzungssaales, wo das Parlament seine Berathungen hielt. Zugleich bot die beschlossene Sturmpetition den eigentlichen Urhebern dieser Bewegung die willkommene Gelegenheit zu einer Sprengung der ihr verhaßten Versammlung, zu einem revolutionairen Handstreich, der die Führer der äußersten Linken und die sociale Republik zur Herrschaft bringen sollte.

Zwar hielt die bewaffnete Macht die Eingänge

zu dem Sitzungshause besetzt, aber die Zahl der Truppen war zu gering, um einem ernstlichen Angriff Widerstand zu leisten. Von allen Seiten strömten die wilden Banden unter Absingung revolutionairer Lieder herbei, so daß die Gefahr von Minute zu Minute stieg.

Vorläufig begnügte sich die aufgeregte Menge damit, den oder jenen Deputirten auf seinem Wege nach dem Parlament je nach seiner politischen Färbung bald mit lautem Beifallszeichen, oder mit höhnendem Zischen und Pfeifen zu empfangen. Hier und da fiel auch wohl ein Steinwurf auf das aufgestellte Militair, wurden Knittel und Stöcke geschwungen, Stricke gezeigt, an denen man die Feinde der Freiheit, hauptsächlich die feudalen Stimmführer hängen wollte. Noch aber zögerte das Volk, zu wirklicher Gewalt zu schreiten, theils aus einer gewissen Scheu vor der Heiligkeit des Ortes, theils weil es noch auf das Stichwort seiner geheimen Leiter lauerte.

Diese jedoch hielten sich, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten kluger Weise im Hintergrund, um für alle Fälle geschützt zu sein und bei der Möglichkeit eines unglücklichen Ausganges ihre Person in Sicherheit zu bringen. Nur der fanatische Schulamts-

Candidat Römisch schreckte nicht vor der Gefahr und vor der Verantwortung zurück, indem er laut und offen die Schaaren anfeuerte.

„Es ist genug gesprochen worden," rief er energisch, „wir müssen endlich handeln. Zeigt, daß ihr Männer seid und Euch nicht die schwer erkauften Früchte der Freiheit durch einen Haufen feiger und bestochener Maulhelden entreißen lassen wollt! Man hat Euer Vertrauen betrogen, Eure Rechte mit Füßen getreten. Die alte Tyrannei erhebt frecher als je ihr Haupt, der Verrath lauert von allen Seiten und die von Euch selbst gewählten Beschützer sind Eure gefährlichsten Feinde. Sie sind im Einverständniß mit der Reaction mit ihr zu Eurem Verderben verschworen. Aber ihr werdet mit Eurer Faust das Netz zerreißen und die Lügenbrut vernichten."

Es bedurfte kaum noch solcher Anreizung, um das Volk zu einem gewaltsamen Conflict zu treiben. Die Hintersten drängten mit Macht gegen die schlecht bewachten Eingangsthüren des Sitzungssaales, welche den wogenden Anprall kaum auszuhalten vermochten. Die wenigen Soldaten, noch dazu durch ihre zweideutigen Instructionen gebunden, schwankten rathlos wie ein schwaches Fahrzeug auf den empörten Wogen

des Oceans. Um nicht von der Uebermacht erdrückt zu werden, blieb dem befehlenden Offizier nichts übrig, als sich in das Innere des Gebäudes zurückzuziehn; hinter ihm drein stürmten die zügellosen Banden mit erschütterndem Geschrei.

Schon flutheten die wilden Volksmassen in den Gängen und Corridoren, nur noch wenige Schritte trennten sie von der Versammlung, gegen die ihr Angriff gerichtet war. Die erschreckten Volksvertreter hatten sich von ihren Plätzen erhoben, die Zuschauer auf der Tribüne, besonders die anwesenden Damen, flüchteten voll Entsetzen und vermehrten dadurch die allgemeine Verwirrung.

Nur der würdige Präsident verlor nicht die Fassung, indem er die Versammlung aufforderte, ohne ein Zeichen von Unruhe die verlassenen Plätze wieder einzunehmen und dem drohenden Angriff mit imponirendem Schweigen entgegenzusehn. Unterdeß beeilten sich die Diener des Hauses noch zur rechten Zeit die Riegel an der Thür vorzuschieben. Dagegen versuchte die draußen stehende Menge die Pforte zu erbrechen. Stoß auf Stoß, Schlag auf Schlag dröhnte so lange, bis das Holz in Splitter fiel und die Thür in ihren Angeln wankte. Durch die Wucht des An-

drangs erweiterte sich der Sprung, so daß bereits die vordersten Gestalten, echte Proletarier mit von Wuth entstellten Zügen sichtbar wurden.

„Man will uns morden," rief der Fürst von Schwarzfels, von seinem Sitze aufspringend, „unsere Gegner haben diese Banditen gedungen, um sich unserer zu entledigen!"

„Das sind Beschuldigungen," versetzte Bergemann, „die wir mit Entrüstung zurückweisen. Das Volk hat ein Recht, von uns gehört zu werden. Wir dürfen ihm nicht länger den Zutritt versagen."

„Damit es uns terrorisirt, und wie der französ-Pöbel unsere Beschlüsse beeinflußt."

„Laßt das Volk herein, öffnet die Thüren." schrieen die Führer der republikanischen Partei.

„Nimmermehr!" erwiederten die conservativen Mitglieder.

Durch die gegenseitigen Beschuldigungen und Anklagen hatte die allgemeine Verwirrung den höchsten Grad erreicht, während die Menge den Sturm gegen die zwar noch verschlossene, der Gewalt aber bereits nachgebende Thür unablässig fortsetzte, so daß der Einbruch im nächsten Augenblick zu erwarten stand. Schon wich auch der schwache Riegel und zerbrach;

mit ihm fiel das letzte Hinterniß und bald standen die Vordersten im Sitzungssaal, bereit, das Aeußerste zu wagen.

Plötzlich erhob sich Steiner, der bisher voll Unwillen dem unwürdigen Schauspiel zugesehn und trat unerschrocken dem wilden Haufen entgegen, indem er auf der Schwelle die Wüthenden zurückhielt, auf die Gefahr hin, von ihnen trotz seiner Popularität beschimpft und selbst mißhandelt zu werden.

„Was wollt Ihr?" rief er den Zunächststehenden entgegen. „Was sucht Ihr hier an dem geweihten Orte, auf dem die Majestät des Volkes ruht. Selbstmörderisch wüthet Ihr gegen Euer eigenes Leben, empört Ihr Euch gegen den Willen der Mehrheit, welche uns Alle hier zu ihren Vertretern gewählt hat. Nur der allein ist der Freiheit werth, der Gesetz und Ordnung achtet. Ihr aber zertrümmert mit frevelhafter Hand den halb vollendeten Bau, zu dem Ihr uns berufen habt, unter dessen Dach wir alle friedlich zu wohnen gedachten; Ihr schlagt erbarmungslos den selbstgepflanzten Baum nieder, bevor er Euch noch Früchte bringen konnte. Nur ein Thor will erndten, bevor er das Feld bestellt und den Wein trinken, ehe die Trauben unter seiner Pflege gereift sind."

„Wir wolleu nur unsere Feinde zur Rechenschaft ziehn,“ entgegnete der fanatische Volksführer, „die Versammlung von den unreinen Elementen säubern, welche die Freiheit verrathen und das Volk von Neuem knechten und bedrücken wollen.“

„Ja das wollen wir!“ bekräftigte die Menge.

„Nicht hier,“ versetzte Steiner, „nicht in dieser von Euch selbst berufenen Versammlung müßt Ihr die Verräther suchen. Wir sind nur der Abdruck des Volkes, der Spiegel, worin es sein eigenes Bild erblickt. Wenn ihm sein Bild mißfällt, so trägt nicht der Spiegel die Schuld und wenn diese Versammlung nicht alle Eure Hoffnungen und ausschweifende Wünsche erfüllt, so liegt der Fehler nicht an ihr, sondern an dem Volk selbst, dessen Wille sich in dieser Zusammensetzung offenbart. Nicht das Werk, sondern den Künstler, nicht das Geschöpf, sondern den Urheber müßt Ihr verantwortlich machen und dieser seid Ihr selbst. Ihr beschimpft Euch selbst, wenn Ihr ein Mitglied dieser Versammlung antastet. Wir sind Einer für Alle, Alle für Einen.“

Eine solche Sprache verfehlte ihre Wirkung nicht, um so mehr, da sie aus dem Munde eines so bewährten freisinnigen Deputirten kann. Der Muth

Steiners fand bei der erbitterten Menge Anerkennung und imponirte dem Volke, das selbst in seinen Verirrungen eine gewisse Gerechtigkeit, ein instinctmäßiges Gefühl für die Freiheit sich bewahrte. Die Gefahr war durch dies kühne Dazwischentreten, wenn auch nicht vollkommen beseitigt, doch wenigstens abgeschwächt, da die Menge schwankte, die Mehrzahl vor dem beabsichtigten Attentat zu erschrecken schien und allmälig zurückwich.

Unterdeß war es auch dem draußen stehenden Offizier und seinen Truppen gelungen, die Gänge und Corridore zu räumen und die nachdrängenden Haufen mit Energie zurückzuweisen, so daß der beabsichtigte Handstreich vollkommen scheiterte. Knirschend vor Wuth, sah Bergemann seine Pläne vorläufig vereitelt, obgleich er keineswegs die Hoffnung aufgab, noch im Laufe des Tages den mißlungenen Versuch wieder aufzunehmen und sein Ziel zu erreichen. Am meisten schmerzte ihn jedoch der neue Sieg, den sein doppelter Nebenbuhler über ihn davongetragen, die Ueberlegenheit Steiners, dem von allen Seiten, selbst von seinen politischen Gegnern gedankt und gehuldigt wurde.

Auch der Fürst von Schwarzfels, obgleich als Gegenstand des allgemeinen Hasses am meisten bedroht,

war mit diesem Ausgange keineswegs zufrieden. Seine Eitelkeit litt unter dem Gedanken, grade Steiner als den Helden des Tages, als den Retter Aller gefeiert zu sehn. Er selbst schuldete ihm das Leben und sah sich wider Willen gezwungen, die unleugbaren Verdienste und vor Allem die sittliche Größe des berühmten Gelehrten anzuerkennen. Um so erbitterter sprach er sich über die intellectuellen Urheber eines solchen Attentats, besonders über Doctor Bergemann aus, den er jetzt öffentlich des Einverständnisses mit dem Proletariat beschuldigte, wogegen dieser den Fürsten wegen dessen geheimer Intriguen und Aufhetzereien eben so schonungslos anklagte. Da Beiden die Beweise fehlten, so endete der unglückliche Streit ohne weitere Folgen als daß dadurch der gegenseitige Haß nur noch verschärft, die Zwietracht und die Feindschaft nur noch erbitterter wurde.

Sowohl innerhalb wie außerhalb der Versammlung war der angefachte Brand keineswegs erloschen, sondern er glimmte im Verborgenen fort. Das einmal aufgeregte Volk war nicht so leicht wieder beruhigt und verlangte nach einer That, da der verunglückte Angriff ihm nicht genügen konnte. Statt sich zu zerstreuen und aufzulösen, bildeten sich immer neue

Gruppen, welche eine drohende Stellung einnahmen und über verzweifelte Entschlüsse brüteten. Geschäftig eilten die Volksführer, vor Allen der fanatische Schulamts-Candidat zwischen den Haufen, um dieselben anzufeuern. Hier und da wurde der Versuch gemacht, eine Barrikade zu erbauen, ohne daß die Truppen die Arbeiter daran hinderten, theils weil jene sich zu schwach fühlten, theils weil sie dem ganzen Treiben keine besondere Bedeutung beizulegen schienen und die Gefahr für beseitigt hielten.

Dies war jedoch keineswegs der Fall, nur ein stillschweigender Waffenstillstand war eingetreten und beide, sich schroff gegenüberstehenden Parteien rüsteten sich im Stillen zu dem bevorstehenden Kampfe. Vor Allem drang der Fürst von Schwarzfels darauf, die gebotene Gelegenheit zu benutzen und mit einem kühnen Schlage die Revolution zu unterdrücken und die ihm verhaßte Volkspartei zu vernichten. Mehr als je bestürmte er den Grafen Harrer, welcher die Truppen befehligte, energisch einzuschreiten und die Menge mit den Waffen in der Hand anzugreifen.

„Jetzt oder nie,“ sagte er eifrig, „ist der Augenblick gekommen, um uns an unserm Feinde zu rächen, das Königsthum in seinem alten Glanze aufzurichten

und der Pöbelherrschaft ein Ende zu machen. In Ihrer Hand liegt die Rettung der Monarchie, die Wiederherstellung des bedrohten Adels. Ein kühner Entschluß und wir werfen die Revolution zu Boden, daß sie nie wieder aufzuleben wagt. Wir Alle, und vorzugsweise Seine Majestät, werden Ihnen, Herr Graf, zu ewigem Danke verpflichtet, Ihr Lohn gewiß so groß und größer sein, als der von Ihnen geleistete Dienst."

„Ich hasse," versetzte der Oberst, „gewiß die Revolution wie Sie vom Grunde meiner Seele und bin gern bereit, diese anarchischen Zustände zu unterdrücken; auch scheue ich keine Gefahr, um meinem Könige zu dienen. Aber leider sind die mir augenblicklich zu Gebote stehenden Kräfte nicht ausreichend, um den Kampf mit dem Volke aufzunehmen. Sie wissen selbst, daß die von mir befehligten Truppen kaum hinreichen, um die Versammlung zu schützen, um das Leben ihrer Mitglieder gegen jeden Angriff zu sichern."

„Es wird Ihnen nicht schwer fallen, Verstärkungen aus der nächsten Festung herbeizuziehen. Telegraphiren Sie an den Commandanten und verlangen Sie von ihm die nöthige Hilfe, vor allem einige

Kanonen. In zwei bis drei Stunden können zwei Bataillone mit der nöthigen Artillerie schon hier anlangen und dann wird uns der Sieg nicht fehlen."

Alle sonstigen Bedenken des loyalen Obersten wegen der möglichen Folgen eines solchen blutigen Conflictes wußte der Fürst durch seine Beredsamkeit zu widerlegen und dessen Besorgnisse leicht hinwegzuscherzen, so daß dieser ihm endlich zustimmte und die nöthige Aufforderung an den Commandanten der benachbarten Festung erließ, ohne Zögern die verlangte Unterstützung abzusenden.

Mit dieser Nachricht begab sich der Fürst zu der Herzogin von Taland, wo er von der aristokratischen Gesellschaft mit ängstlicher Ungeduld erwartet wurde, da man einen neuen und noch ernsteren Zusammenstoß im Lauf des Tages erwarten mußte. Durch die Mittheilung der von ihm getroffenen Maßregel gelang es ihm bald, die Bangigkeit seiner Freunde zu verscheuchen, wofür ihm von allen Seiten das schmeichelhafteste Lob zu Theil wurde. Unter Lachen und Scherzen setzte man sich zu dem stattfindenden Diner, wobei man den Fürsten als den Retter der Gesellschaft, als den muthigen Bekämpfer der Revolution laut leben ließ.

„Die schönen Zeiten des Ritterthums,“ sagte die Herzogin, „sind noch nicht dahin; es giebt noch immer edle Paladine, treu der Devise: Alles für den König und die Dame des Herzens!“

„Alles für den König und die Dame des Herzens!“ wiederholten die Anwesenden und stießen mit den gefüllten Gläsern an.

„Nieder mit der Revolution!“ rief der Vicepräsident des Jockeyclubs.

„Und hoch der Adel!“ setzte der poetische Legationsrath hinzu. „Er allein kann und wird die Monarchie retten.“

„Zwei Stunden,“ sagte der Fürst, auf seine Uhr blickend, „und der Sieg ist unser.“

„Wenn die Truppen rechtzeitig eintreffen und ihre Schuldigkeit thun.“

„Dafür bürgt uns der Oberst Harrer, der keinen Scherz versteht.“

„Die Beförderung zum General kann ihm nicht entgehn.“

„Und Durchlaucht von Schwarzfels wird unser Premier-Minister. Es lebe der zukünftige Richelieu!“

Geschmeichelt dankte der Fürst für die ihm wider-

fahrene Ehre, indem er nicht länger an seinem endlichen Triumph, an dem vollständigen Sieg der Reaction zweifelte, als deren Führer er mit Sicherheit auf die höchste Stelle in der Nähe des Königs rechnen durfte.

Während die Gesellschaft der Herzogin von Taland und besonders der Fürst von Schwarzenfels sich diesen freudigen Hoffnungen und Aussichten überließ, herrschte in den Straßen der Stadt jene schwüle, drückende Ruhe, die dem ausbrechenden Sturme vorangehen pflegt. Gleich schwarzen, unheilvollen Wolken sammelten sich wieder die halbaufgelösten Schaaren der Revolutionspartei, verstärkt durch neuen Zuzug aus den benachbarten Ortschaften, ohne daß die allzuschwache Truppenmacht wagen durfte, die Schaaren zu zerstreuen.

Vorläufig begnügte man sich von beiden Seiten, eine mehr abwartende Stellung einzunehmen, was jedoch nicht hinderte, daß von Zeit zu Zeit ein Schuß fiel, der von den Gegnern ebenso erwiedert wurde. Hier und da stürzte ein Verwundeter zu Boden und färbte das Straßenpflaster mit seinem Blute. Dann ertönte ein Wuthschrei, wonach wieder eine tiefe, lautlose Stille erfolgte, die mit jedem Augenblick nur um so

unheimlicher und beängstigender erschien. Zuweilen sprengte ein Offizier oder ein schlanker Adjutant mit goldener, flatternder Schärpe vorüber, verfolgt von den Steinwürfen und Verwünschungen des Volkes, abgeschickt, um nach den sehnlichst erwarteten und noch immer zögernden Truppen auszuspähen.

Es war in der That keine Zeit mehr zu verlieren, da die Zahl der Aufrührer mit jeder Minute stieg, die von ihnen errichteten Barricaden immer höher empor wuchsen, immer uneinnehmbarer befestigt wurden, so daß der Sieg mehr als zweifelhaft war. Schon waren die wichtigsten Punkte und Plätze in den Händen des Volkes, dessen Anführer heut eine sonst nicht gewöhnliche Energie entwickelten, da sie wußten, daß es sich um ihre eigene Existenz handelte.

Auch die heitere Gesellschaft in dem Salon der Herzogin wurde nach und nach durch den Ernst der Situation und besonders durch das Ausbleiben der Truppen beunruhigt. Von dem Commandanten der Festung war der Abmarsch der geforderten Bataillone sogleich durch den Telegraphen gemeldet worden, so daß die Verzögerung den Anwesenden unbegreiflich erschien. Die Zeit, wo man sicher auf das Eintreffen

des Militairs rechnen durfte, war bereits verstrichen und mit sichtlicher Ungeduld lauschte der Fürst auf jedes Zeichen, das die Nähe der erwarteten Retter verkündigen sollte. Aber kein Ton des dumpfrollenden Geschützes, weder das helle Schmettern der Trompeten, noch das dröhnende Rasseln der Trommeln ließ sich aus der Ferne hören, kein Blitzen der Bajonette, kein Blinken der strahlenden Helme wahrnehmen.

Gequält von Zweifeln, gepeinigt von der Ungewißheit war er an das offenstehende Fenster getreten, wo er die drohende Gefahr leicht übersehen konnte. Mit scharfen Blicken erkannte er die allerdings verzweifelte Lage seiner eigenen Partei, die unleugbaren Fortschritte, welche die Revolution in der Zwischenzeit gemacht hatte, indem sie mehr und mehr Terrain gewann.

„Wenn nicht,“ sagte er leise zu der Herzogin, in den nächsten Stunden die Truppen anlangen, so sind wir verloren. Die vorhandenen Posten können sich kaum noch eine Viertelstunde halten und müssen sich vor dem Andrange des Volkes zurückziehn, wenn sie nicht erdrückt werden wollen.“

„Ich rechne auf die bekannte Tapferkeit des

Grafen Harrer. Er wird nicht nachgeben und sich lieber tödten lassen, als um einen Schritt zurückweichen."

„Er würde sich nur nutzlos opfern, ohne uns zu retten. Länger trage ich nicht diesen entsetzlichen Zustand. Jetzt gilt es va banque."

„Was wollen Sie thun?"

„Ich werde den heranziehenden Truppen entgegenreiten und ihre Ankunft durch mein persönliches Eingreifen zu beschleunigen suchen."

„Sie dürfen sich einer solchen Gefahr nicht aussetzen. Wie leicht können Sie von der wüthenden Menge erkannt und getödtet werden."

„Fürchten Sie Nichts. Mein edles Roß ist schnell wie der Wind und weiß, daß es Cäsar und sein Glück trägt. Bald sehen Sie mich an der Spitze unserer braven Truppen wieder."

„Aber in keinem Falle lasse ich Sie allein den gefährlichen Ritt wagen."

„So mag mich Baron Gallen begleiten, wenn er Lust dazu hat und die Gefahr mit mir theilen will, obgleich daran kaum zu denken ist, da ich den Weg genau kenne und vor dem Thore weit weniger als innerhalb der Stadt zu befürchten steht."

Von einer ihr selbst unerklärlichen Angst ergriffen, suchte die Herzogin den Fürsten von seinem immerhin gewagten Unternehmen zurückzuhalten, indem sie ihn wiederholt auf die mögliche Gefahr aufmerksam machte. Aber mit gewohntem Leichtsinn spottete er über ihre Befürchtungen und Warnungen.

„Wer Alles gewinnen will," sagte er lächelnd, „muß auch Alles einsetzen. Die Welt gehört dem Muthigen."

„Sie thun Unrecht, das Schicksal herauszufordern, da Sie wissen, daß Sie zahlreiche Feinde haben, daß das Volk vorzugsweise gegen Sie aufgebracht ist."

„Je mehr Feinde, je mehr Ehre," versetzte er heiter. „Der Haß der Canaille ist mir gleichgültig, da ich sie verachte."

„Wenn Ihnen ein Unglück zustoßen sollte, ich würde untröstlich sein."

„Das ist mehr, als ich verlangen kann. Sparen Sie einstweilen noch Ihre Thränen, da ich noch heut als Sieger von Ihrer schönen Hand mit dem Lorbeer gekrönt zu werden hoffe. Wenn uns dieser Coup gelingt, so haben wir Nichts mehr zu fürchten, Alles zu hoffen."

Siegesgewiß verließ der Fürst in Begleitung des Barons von Gallen die Gesellschaft, als ginge er zu einem frohen Tanz, oder zu einem ritterlichen Spiel, um seine Lust an Abenteuern, seine Eitelkeit zu befriedigen.

Fünftes Capitel.

Der Tod des Fürsten Schwarzfels.

Während die beiden Reiter ungehindert das nahe Thor erreichten und den Weg nach der Chaussee einschlugen, von woher die Truppen kommen sollten, schlüpfte der schöne Henri ungesehn auf Umwegen in die Wohnung des Doctor Bergemann, mit dem er seit jener verhängnißvollen Begegnung in enger Verbindung stand. Der Diener des Fürsten von Schwarzfels war zugleich der Spion des Agitators, dessen Gold er eben so sehr liebte, wie er dessen Ansehn fürchtete. Jedenfalls hielt er es für zuträglich, sich nach allen Seiten zu decken, es weder mit der Reaction noch mit der Revolution zu verderben, indem er auf beiden Achseln trug und von allen Parteien sich unparteiisch brauchen ließ.

Seitdem er die ihm keineswegs angenehme Be-

kanntschaft mit den Fäusten des Volkes gemacht hatte, war er darauf bedacht, sich für alle Fälle den Schutz eines so einflußreichen Parteihauptes zu sichern, wie der bekannte Bergemann ihm erscheinen mußte. Das letzte Abenteuer des schönen Henri hatte dazu seinen Glauben an die Macht der Aristokratie bedeutend erschüttert und als schlauer Diplomat war er stets geneigt, sich den Siegern anzuschließen, deren communistische Grundsätze ganz nach seinem Geschmacke waren und ihm vollkommen einleuchteten.

Dem Doctor Bergemann war der Verräther doppelt willkommen, da er durch ihn zugleich den gewünschten Aufschluß über Livia's Geheimniß und über die Umtriebe des ihm mehr als je verhaßten Fürsten Schwarzfels erhielt, den er nach den heutigen Vorgängen als seinen Todfeind betrachtete.

„Was bringen Sie Neues?" fragte er den heimlichen Spion.

„Nachrichten von der höchsten Wichtigkeit, Herr Doktor!"

„Lassen Sie hören! Doch ich bin, wie Sie sehen, im höchsten Grade eilig, so daß ich Ihnen nur wenige Augenblicke schenken kann. Fassen Sie sich daher so kurz als möglich."

„Man beabsichtigt, wie ich sicher weiß, frische Truppen in die Stadt zu ziehen; zwei Bataillone mit ihrem Geschütz sind bereits auf dem Marsch hierher und können jede Minute eintreffen.“

„Ist das Alles, oder haben Sie mir sonst noch eine Mittheilung zu machen?“

„Bis jetzt haben jedoch die hohen Herrschaften umsonst auf die Verstärkung gewartet, so daß meine Durchlaucht ungeduldig mit dem Baron von Gallen den Truppen entgegen geritten ist.“

„Wie lange ist das wohl her, daß der Fürst sich entfernt hat?“

„Kaum eine Viertelstunde. Auch hat er den Weg über die Promenade genommen, wo er sicherer zu sein glaubt.“

Ein kaum merkliches Zucken der schmalen Lippen, ein unheimliches Blitzen der grünlich schillernden Augen verrieth die innere Bewegung des Agitators über die erhaltene Botschaft, die ihm wichtig genug schien, seine Wohnung zu verlassen, nachdem er den verrätherischen Diener mit einer angemessenen Belohnung verabschiedet hatte.

An der Ecke der von ihm bewohnten Straße winkte er einen verdächtig aussehenden Blousenmann,

dem er leise einige Worte zuflüsterte, worauf sich dieser eiligst entfernte, um den fanatischen Schulamts-Candidaten aufzusuchen, der an der Spitze eines bewaffneten Haufens stand. Wenige Augenblicke später setzte sich dieser mit seinem Zuge in Bewegung, indem er den kürzeren Weg nach der Promenade einschlug, welche in die Chaussee mündete.

Unterdeß ritt der Fürst mit seinem Begleiter sorglos im heiteren Gespräch, da er bis jetzt nirgends auf eine gefürchtete Schaar der Aufständischen gestoßen war, obgleich er eben so wenig eine Spur der von ihm sehnlichst erwarteten Truppen entdecken konnte. Draußen vor dem Thor schien eine vollkommene Ruhe zu herrschen, die um so angenehmer mit der großen Aufregung in der Stadt contrastirte und ihn in die vollkommenste Sicherheit wiegte.

In den Gärten und Landhäusern an der Straße sah man die Bewohner bei ihren gewöhnlichen Geschäften und Vergnügungen, als ob die ganze Welt im tiefsten Frieden lebte. Frauen saßen mit ihrer Handarbeit, Männer lasen und die Kinder spielten auf dem grünen Rasen. Aus den geöffneten Fenstern klangen Lieder und die Töne eines Claviers, hier und da zeigte sich ein schöner Lockenkopf, blickten

helle Mädchenaugen mit Wohlgefallen den eleganten Reitern nach.

Nur auf dem Balkon einer weißen Villa stand eine schöne Frau mit düstern, unheilvollen Zügen, beleuchtet von den goldenen Strahlen der untergehenden Sonne. Sie allein wurde mitten in dieser friedlichen Umgebung von Unruhe gepeinigt, von Angst verzehrt, da sie tief eingeweiht und verflochten in die geheimen Pläne und Absichten der revolutionairen Partei war und die Bedeutung dieser Stunde kannte.

Sie war es, Livia selbst, die fern von der Stadt das stille abgelegene Landhaus mit ihrem Gatten bewohnte, den sie jetzt mit steigender Ungeduld erwartete. Statt seiner hatte sie nur durch einen sichern Boten einige Zeilen von seiner Hand erhalten, worin er ihr die heutigen Ereignisse mittheilte, um sie über sein Ausbleiben zu beruhigen.

Sie wußte, daß der entscheidende Augenblick gekommen war, von dem das Schicksal des Vaterlandes, ihr eignes Loos, der Triumph oder die Niederlage ihrer politischen Freunde und vor Allen ihres Gatten abhing.

Ganz erfüllt von diesem Gedanken blickte sie gespannt nach der Stadt, von woher sie neue Nachrichten über den Stand der Dinge von Stunde zu

Stunde erwartete. Aufmerksam gemacht durch deu dröhnenden Hufschlag der Rosse, erkannte sie jetzt den vorübersprengenden Fürsten. Zugleich bemerkte sie von ihrem erhöhten Standpunkt eine dunkle Masse, welche sich zwischen den Bäumen der nahen Chaussee verborgen hielt und auf die beiden Reiter zu lauern schien.

Wie ein Blitzstrahl durchzuckte sie eine furchtbare Ahnung, ein ebenso entsetzlicher als berauschender Gedanke. Haß und Liebe, Furcht und Hoffnung, alle guten und bösen Geister kämpften und rangen in dem Busen der ungewöhnlichen Frau in diesem verhängnißvollen Augenblick. Länger duldete es sie nicht auf dem Balkon, athemlos stürzte sie hinaus auf die Straße, ohne zu wissen, was sie that und was sie wollte.

Ahnungslos ritten der Fürst und Baron von Gallen, ohne die nahe Gefahr zu bemerken, bis ein lautes Wuthgeschrei der ihnen nachgeschickten Verfolger sie aus ihrer bisherigen Sicherheit aufschreckte.

„Wir sind verrathen,“ sagte der Fürst erbleichend. „Man hat uns erkannt und setzt uns nach, aber so leicht können uns die Feinde nicht erreichen. Geben

Sie dem Pferde Ihre Sporen zu kosten. Vorwärts! Es gilt unser Leben."

Wie die Windsbraut stürmten die Reiter und hinter ihnen drein die wilde Jagd, welche sich in zwei Haufen getheilt hatte, um ihnen den Weg abzuschneiden, während der eine Trupp unter der Führung des Schulamts-Candidaten die Promenade besetzt hielt; um den Reitern den Rückweg zu sperren, zerstreuten sich die Uebrigen in den benachbarten Gärten und Feldern, die Spuren der Flüchtlinge im angestrengten Laufe verfolgend.

Von den widerstrebendsten Empfindungen bestürmt, gelangte Livia jetzt in die Nähe des Schulamts-Candidaten, der voll Verwunderung die einsame Frau sogleich wieder erkannte und anredete.

„Livia!" fragte er sie erstaunt, „was wollen Sie hier? Das ist kein Schauspiel für Frauen."

„Um des Himmels Willen!" rief sie entsetzt. „Was haben Sie vor? Sprechen Sie, Römisch; ich beschwöre Sie bei unserer Freundschaft, bei Allem, was Ihnen heilig und theuer ist!"

„Das Volk," versetzte er finster, „hat sich erhoben, um die Verräther zu strafen, um seine Feinde zu vernichten. Er kann unsern Händen nicht mehr entgehn."

„Von wem sprechen Sie?“

„Von dem Fürsten von Schwarzfels, der unser schlimmster Widersacher ist. Der Thor wollte uns verderben, aber er hat sich selbst in der eigenen Schlinge gefangen. Sein Blut komme über ihn.“

„Sie wollen ihn tödten!“ rief Livia laut aufschreiend, daß selbst der Fanatiker erschrak.

„Kein Mitleid mit dem Schuldigen. Fort mit dem Aristokraten, mit dem Unterdrücker der Freiheit!“

„Nein, nein! Er soll, er darf nicht sterben. Ich will und muß ihn retten und hätte er auch tausendmal den Tod verdient,“ erwiederte Livia mit plötzlichem Entschluß.

Der innere Kampf war entschieden und noch einmal hatte der gute Engel in ihrer Brust gesiegt.

Die lang genährte Rache war verschwunden und sie empfand nur noch das tiefste Mitleid mit dem Schuldigen. War auch ihre Liebe für ihn erloschen, so wollte sie doch nicht seinen Tod, nicht den Untergang des Mannes, der ihr einst so theuer war. So tief er sie auch gekränkt, so schwer er sie auch beleidigt hatte, so sehr sie auch seine Frivolität verabscheute, so entsetzte sie sich doch vor der furchtbaren Mitschuld an einem solchen Verbrechen,

vor den unausbleiblichen Folgen der blutigen That. —

Ihr Herz, das trotz aller Verirrungen groß und edel fühlte, empörte sich gegen eine derartige Grausamkeit. Nicht umsonst hatte sie mit einem Manne wie Steiner gelebt, dessen Nähe allein schon hinreichte, alle besseren Keime ihrer Seele zu entwickeln, alle edlere Regungen zu fördern. In seiner reinen Atmosphäre war sie selbst mit jedem Tage reiner geworden, obgleich von Zeit zu Zeit noch immer ihre dämonische Leidenschaftlichkeit hervorbrach und der alte Titanentrotz sich bäumte. Aber sie hatte auch von ihm gelernt, sich zu beherrschen, mit dem bösen Feind zu kämpfen und der Versuchung zu widerstehn.

Die wahre Liebe, welche sie durch Steiner erst kennen lernte, übte auch auf sie ihren erhebenden Einfluß aus und bewirkte jene wunderbare Umwandlung, welche so häufig in der Ehe und besonders an den leicht empfänglicheren Frauen beobachtet wird, sie bald erniedrigend und demoralisirend, bald sie emporziehend und zur höchsten Vollkommenheit führend.

Es war Steiner's Geist, die Erinnerung an seine hohe Sittlichkeit, die in diesem Augenblick alle bisherigen Rachegedanken ihr selbst unerwartet verscheuchte,

ihr Mitleid weckte und sie dem Schuldigen verzeihen ließ. Jetzt flehte und bat sie den Schulamts-Candidaten so heiß und innig, so unabläßig und dringend, bis er, wenn auch mit Widerstreben, ihr versprach, wenigstens das Leben des Fürsten zu schonen und ihn vor jeder Mißhandlung zu schützen.

Der Vorsprung, den die beiden Reiter indeß gewonnen hatten, verminderte sich von Minute zu Minute, so daß keine Zeit mehr zu verlieren war. Um die Verfolger irre zu führen und zu täuschen, verließ der Fürst an einer Biegung die Chaussee und warf sein Pferd in einen grade zu seiner Rechten führenden Gartenweg, der zwischen lebenden Hecken verlief, so daß er in der That sich ihren Blicken entzog.

Livia, welche ihn verschwinden sah, athmete freier, trotzdem ließ sie nicht ab, ihren alten Lehrer an sein Versprechen zu erinnern, damit dieser die Verfolger zurückrufen sollte.

„Das ist mehr," sagte der Fanatiker, „als ich verantworten kann, da der Fürst auf unser Verderben sinnt. Wir dürfen ihn nicht entkommen lassen; er soll uns jedoch nur als Geisel dienen und darum will ich Ihren Wunsch erfüllen, daß ihm nichts zu Leide geschehen soll. Mehr kann und darf ich Ihnen

nicht versprechen, ohne zum Verräther an unserer guten Sache zu werden. Auch würden meine erbitterten Leute nicht auf mich hören und mich selbst bedrohn, wenn ich sie zurückhalten wollte. Zu Ihrer Beruhigung werde ich sie jedoch zu beschwichtigen und an jeder Gewaltthätigkeit zu hindern suchen."

Zugleich gab der Schulamts-Candidat dem von ihm befehligten Haufen die Weisung aufzubrechen und sich mit den übrigen Verfolgern zu vereinigen, welche die Spuren des Fürsten und seines Begleiters verloren hatten und jetzt zwischen den Gärten und Feldern herumirrten, so daß Livia ihn gerettet glaubte, um so mehr, da ihr Römisch für das Leben des Flüchtlings bürgte. Voll Hoffnung, daß ihr der Freund Wort halten würde, schlug sie, wenn auch besorgt und mit schwerem Herzen den Weg nach ihrer Villa ein in der Ueberzeugung, die gefürchtete Katastrophe abgewendet zu haben.

Auch der Fürst, dem der Baron von Gallen auf dem Fuß gefolgt war, hielt in diesem Augenblick jede Gefahr beseitigt, als er jedoch durch einen Ausschnitt der Hecke den Schulamts-Candidaten mit seinem bewaffneten Haufen plötzlich erblickte, fürch-

tete er, von diesem abgeschnitten zu werden, da er dessen Verabredung mit Livia nicht ahnen konnte.

Neue Besorgnisse ergriffen und bewogen ihn, von dem bisher eingeschlagenen Wege abzuweichen und seine Zuflucht in einem nahe stehenden Hause zu suchen, von dem ihn jedoch ein hoher Plankenzaun trennte. Da sein schon ermüdetes Roß den Sprung versagte, stieg er von dem Pferde ab, ebenso der Baron. Ihren gemeinschaftlichen Anstrengungen gelang es, eine Pfoste niederzureißen und den Eingang zu erzwingen.

„Retten Sie uns," rief er dem herbeigeeilten Besitzer hastig zu. „Verbergen Sie uns und wir werden Ihnen reichlich lohnen."

„Wer sind Sie?" fragte der bestürzte Mann.

„Um Gottes willen, fragen Sie nicht, sondern helfen Sie uns," bat er dringend.

Aus der Ferne hörte man das Toben und den wilden Lärm der zerstreuten Verfolger, welche endlich die Spuren der Pferdetritte im Lande aufgefunden hatten. Ehe diese aber herankamen, zog der Besitzer des Hauses die Flüchtlinge mit sich fort und verbarg sie den Blicken ihrer Verfolger, den Fürsten in dem Keller hinter einem Lattenverschlag, den Baron auf dem Boden, während er die Pferde in dem nahen Stall unterbrachte.

Kaum waren zum zweiten Mal Roß und Reiter wie durch einen Zauber entrückt, als auch schon die Meute wieder vor dem abgelegenen Hause stand und von den Bewohnern die Herausgabe der verhaßten Aristokraten forderte. Diese leugneten jede Wissenschaft, worauf die blutdürstige Schaar den Hof umstellte und das Haus durchsuchte.

In seinem dunken Versteck konnte der Fürst ihre wilden Drohungen, ihre furchtbaren Flüche und Verwünschungen, jedes ihrer Worte hören. Er fürchtete nicht den Tod, sondern weit mehr die Beschimpfung, wenn er in die Hände dieser rohen Rotte fiel. Der Gedanke raubte ihm fast die Besinnung, erfüllte ihn mit Höllenqualen.

Ein lautes Triumphgeheul verkündigte ihm, daß der Baron auf dem Boden entdeckt worden war. Jetzt nahten die Verfolger dem bisher undurchsuchten Keller; schon vernahm er ihre polternden Tritte, die Ausbrüche ihrer rohen Wuth gegen den Gefangenen, der von ihnen die Stufen herabgeschleift wurde. Er selbst war wehrlos, ohne Waffen, nur durch eine schwache Bretterwand geschützt. Der Keller selbst diente zur Aufbewahrung des frischen Mostes und bestand aus drei Abtheilungen, von denen die hinterste

mit leeren Tonnen und vollen Fässern gefüllt war, hinter denen der Fürst sich jetzt verbarg.

Der Hausbesitzer, von den Mordlustigen gezwungen, mußte die verschlossene Thür öffnen, durch die das dämmernde Abendlicht eindrang, das nur spärlich den dunklen Raum erhellte. Indem er die beiden leeren Verschläge den Verfolgern zeigte, gelang es ihm mit Hülfe der Dunkelheit sie zu täuschen, so daß sie das Asyl des Fürsten nicht bemerkten.

Fluchend verließen sie den Keller und der Gefangene durfte wieder aufathmen, als sie sich immer weiter entfernten und ihre Stimmen verhallten. Vorüber stürmte die Bande, den Baron mit sich führend, nach dem nahen Stall, um ihre Nachforschungen fortzusetzen. Der Anblick der beiden Pferde erweckte jedoch von Neuem ihren Verdacht und machte sie darauf aufmerksam, daß auch der zweite Flüchtling in der Nähe weilen müsse.

Wieder kehrten sie in das Haus zurück, um es nochmals zu durchsuchen. Zum zweiten Male drangen sie in den Keller, wobei ihnen der zitternde Hauswirth leuchten mußte. Jetzt entdeckten sie den hintersten Verschlag; sie forderten den Schlüssel zu der Thür, den jener jedoch verlegt zu haben behauptete.

Ohne sich von seinem Klagegeschrei abhalten zu lassen, wurde die Thür von ihnen mit Gewalt erbrochen, das Licht ihm aus der Hand gerissen. Aber der Fürst war und blieb verschwunden, nichts von ihm zu sehn, keine Spur zu entdecken. Schon wollten sie wieder umkehren, als ein junger rothhaariger Corrigende die Zipfel seines zwischen den Fässern herabhängenden Rockes bemerkte.

Das Opfer war gefunden und trotz seiner Bitten und Beschwörungen, seinen Versprechungen und rührenden Worten von den rohen Fäusten unter Hohngeschrei fortgeschleppt.

Unterdeß war auch der zurückgebliebene Haufe unter der Anführung des Schulamts-Candidaten auf den Schauplatz dieser traurigen Ereignisse angelangt. Mit furchtbarem Toben verlangte die wüthende Menge von ihm ohne Aufschub den Tod der beiden Gefangenen.

„Sie sollen der gerechten Strafe nicht entgehn,“ versetzte der Fanatiker, eingedenk seines an Livia gegebenen Versprechens. „Aber ich habe Euch einen Vorschlag zu machen.“

„Nein, nein!“ brauste der Sturm los. „Wir wollen nicht hören. Die Aristokraten sollen und

müssen auf der Stelle sterben. Wozu noch warten? Der Fürst hat hundertfach den Tod verdient. Schießt ihn über den Haufen; hängt ihn an den nächsten Baum, den Verräther, den Reactionair, den Hund von einem Aristokraten."

Zwanzig Flintenläufe richteten sich zugleich auf die Brust der Unglücklichen und bedrohten ihr Leben, doch der Schulamts-Candidat, an derartige Scenen gewöhnt, ließ sich nicht so leicht zurückschrecken und beschützte mit seiner eigenen Brust die beiden Gefangenen, indem er sich entschlossen vor ihnen hinstellte.

„Zurück!" rief er mit seiner dumpfen Donnerstimme. „Ihr kennt mich und wißt, daß ich kein Verräther bin, daß ich diese Aristokraten eben so sehr und noch mehr hasse, wie Ihr selbst."

„Das ist wahr!" bekräftigten die Zunächststehenden. „Der Römisch ist ein echter Demokrat, ein Freund des Volkes. Wir wollen ihn hören. Hurrah Römisch!"

„Nein, nein!" schrieen die erbitterten Feinde des verhaßten Fürsten.

„Ja, ja!" riefen die in der Mehrzahl anwesenden Anhänger des Schulamts-Candidaten. „Ruhe, Stille!"

„Ich bin mit Euch vollkommen einverstanden," sprach jetzt der Fanatiker, „daß jener Mann den Tod verdient und daß das Volk nur Gerechtigkeit übt, wenn es ihn verdammt."

„So wollen wir kurzen Prozeß machen," rief der junge rothhaarige Bursche, der den Fürsten zuerst in seinem Versteck entdeckt hatte, mit mordlustigen Blicken, indem er seine Flinte von Neuem erhob und den Hahn spannte.

„Gieb Dich zufrieden, Gelbschnabel!" mahnte ein breitschultriger Maschinenarbeiter, den Gewehrlauf niederschlagend.

„Nicht Gelbschnabel, sondern Rothschnabel!" höhnte ein witziger Schneidergeselle.

Das Volk lachte und vergaß, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick seine Opfer und seinen Blutdurst, so daß der Schulamts-Candidat ohne fernere Störung fortfahren konnte.

„Wir wollen nur," sagte er, „unsere gerechte Rache verschieben und die Gefangenen als Geisel zurückbehalten, bis wir den Sieg über unsere Feinde in der Stadt davongetragen. Sie sollen uns für das Leben unserer kämpfenden Brüder bürgen, für jedes Haar auf dem Haupte unserer Freunde einstehen.

Darum glaube ich, daß wir besser thun, sie jetzt zu schonen, da wir immer noch Zeit haben, sie zur Rechenschaft zu ziehn. Seid Ihr mit meinem Vorschlag einverstanden?"

„Einverstanden, einverstanden!" rief die Mehrzahl, indem Einer den Andern mit sich fortriß.

Nur ein kleiner Theil, worunter sich der rothhaarige Corrigende befand, war mit dem gefaßten Beschlusse nicht zufrieden und machte seinem Unwillen in frechen, wilden Reden Luft, die ihm von dem derben Maschinenbauer eine handgreifliche Züchtigung zuzogen, wodurch seine Erbitterung nur noch gesteigert wurde. Drohend schritt er neben den Gefangenen einher, von Zeit zu Zeit seine Faust gegen sie schüttelnd, oder heimlich mit seinen gleich mordlustigen Freunden flüsternd, während der Schulamts-Candidat mit seinen Anhängern den Weg nach der Stadt einschlug und voran schritt, um sich mit den Barrikadenkämpfern so bald als möglich wieder zu vereinigen.

Stillschweigend folgte der Fürst gezwungen seinen Peinigern, zwar niedergebeugt, aber keineswegs verzweifelt, da er noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben hatte, durch die so sehnlichst von ihm erwarteten Truppen aus den Händen des revolutionairen

Haufens befreit zu werden. In seiner Aufregung glaubte er von Zeit zu Zeit in der Ferne den eintönigen Schritt der marschirenden Bataillone, das dumpfe Rollen der fahrenden Kanonen, oder das helle Schmettern der Militairmusik zu hören und ein Freudenstrahl zuckte über das bleiche, angstvolle Gesicht.

Unwillkürlich zögerte er, blieb er so weit als möglich zurück, nur um Zeit zu gewinnen, da ja der nächste Augenblick schon die Retter herbeiführen, jede gewonnene Minute die Erlösung bringen konnte.

„Vorwärts!" herrschte sein Wächter und stieß den Säumigen mit dem schweren Kolben der Flinte in die Seite.

Das war mehr als der Fürst zu ertragen vermochte; sein Stolz empörte sich, seine bisher bewiesene Geduld verließ ihn; nur zur Abwehr erhob er seine Hand und fiel dem frechen Burschen in den zum Schlage aufgehobenen Arm.

„Stirb, Hund!" rief der blutgierige Corrigende, indem er den Hahn seines Gewehrs spannte.

Der Fürst suchte ihm die Flinte zu entreißen, im Handgemenge fiel ein Schuß und verwundet stürzte der Gefangene zu Boden, mit ihm zugleich der Baron von Gallen, den ein zweiter Mörder mit seiner

Kugel durchbohrte und sogleich tödtete. Hohnlachend zogen die entmenschten Gesellen weiter und ließen den Sterbenden am Wege liegen, wo ihn der jetzt erst sich umwendende Schulamts-Candidat tief erschüttert in seinem Blut fand.

Selbst den Fanatiker ergriff ein tiefes Mitleid bei dem Anblick des einst so glücklichen und übermüthigen Aristokraten, der das tragische Geschick selbst heraufbeschworen und der rächenden Nemesis erlegen war. Die scheidende Abendsonne beleuchtete wehmüthig das bleiche, selbst im Todesschmerz noch so schöne Gesicht des Sterbenden. Das brechende Auge sah noch einmal die Welt, die er so sehr geliebt, in allem ihrem verlockenden Zauber, in ihrer ganzen verführerischen Herrlichkeit.

Dort drüben glänzten die Thürme der Stadt, die einst der Schauplatz seiner Triumphe, seiner Eitelkeit war, schimmerte der blaue Strom mit den zu beiden Seiten sich erhebenden Palästen, in denen die schönsten Frauen mit Sehnsucht seine Rückkehr erwarteten, winkte ihm das Ziel seiner Wünsche, seines verzehrenden Ehrgeizes unbeschränkte Herrschaft, unerschöpflicher Genuß.

Und jetzt schmetterten wie zum Hohn die Trom-

peten der von ihm vergebens erwarteten Retter, blitzten die blanken Bayonette von den letzten Strahlen der Abendsonne beleuchtet. Noch einmal richtete der Verwundete sich auf und ein schmerzliches Zucken flog über die blassen Wangen, ein krampfhafter Schauer durch die schlaffen, erstarrten Glieder.

„Sie kommen,“ murmelten die bleichen Lippen. „Zu spät!“

Ein tiefer Seufzer, dann eine noch tiefere Stille. Der Fürst war todt. —

Sechstes Capitel.

Die Trennung.

Die Nachricht von dem unerwarteten Ende des unglücklichen Fürsten rief allseitig eine tiefe Erschütterung hervor und verbreitete das größte Entsetzen, nachdem durch die einrückenden Truppen die Ruhe wieder hergestellt worden war. Bei der herrschenden Verwirrung war es den Mördern und auch dem Schulamts-Candidaten Römisch gelungen, sich durch schnelle Flucht der gerichtlichen Untersuchung zu entziehen. Doktor Bergemann blieb völlig straflos, da jeder Beweis gegen ihn fehlte und Niemand ihn vorläufig anzuklagen wagte. War auch die beabsichtigte Revolution gescheitert, so hatte er sich doch wie immer so vorgesehn, daß selbst seine erbittertsten Gegner ihn nicht direkt beschuldigen oder gar mit Erfolg ihn angreifen konnten.

Groß war der Schmerz und die Trauer der Herzogin von Taland über den Verlust ihres Freundes, den sie wie seine Wittwe beweinte. Auch die Baronin von Gallen schien wenigstens vor der Welt untröstlich, obgleich der poetische Legationsrath sich die größte Mühe gab, sie ihrem Schmerz zu entreißen.

Am tiefsten und furchtbarsten aber wurde Livia von diesem tragischen Ausgange berührt, den sie vergebens abzuwenden gesucht hatte. Nur mit Mühe vermochte sie sich aufrecht zu erhalten und ihre innere Bewegung zu verbergen. Von Reue und Gewissensbissen bestürmt, klagte sie sich im Stillen als seine Mörderin, als die moralische Urheberin seines Todes an. Um sich an ihm zu rächen, hatte sie sich mit seinen erbittertsten Feinden verbunden, ihren Haß genährt und, wie sie sich selbst zugestehn mußte, wesentlich dazu beigetragen, wenigstens indirekt eine solche Katastrophe herauf zu beschwören. Die Leidenschaften, die sie gegen den Fürsten entfacht, hatten sich gegen sie selbst gekehrt und die Rache war auf ihr eigenes Haupt zurückgefallen.

Sie scheute sich jetzt, dem reinen Auge ihres Gatten zu begegnen, das bekümmert über ihre sicht-

baren Qualen sie nach dem geheimen Grund zu fragen schien. Auch Steiner war tief betrübt über die traurige Wendung, welche die Volksbewegung in der letzten Zeit genommen hatte, und sprach offen und unumwunden seinen Abscheu über den blutigen Frevel und die Urheber desselben aus, so daß Livia ihre eigene Verdammung von den Lippen des verehrten und geliebten Mannes zu hören glaubte.

Wohl drängte es sie in einem solchen Augenblick von Neuem, ihm Alles zu gestehn und durch ein reuiges Bekenntniß sich selbst zu entsühnen und seine Verzeihung, die Lossprechung von der schwer auf ihrer Seele lastenden Schuld zu erflehn, aber die Scheu vor der sittlichen Strenge Steiners hielt sie immer wieder zurück, ihm die volle Wahrheit zu bekennen.

Mehr aber als Alles beunruhigte sie das seltsam verletzende Benehmen Bergemanns, der in der letzten Zeit sich ihr in der auffallendsten Weise näherte und aus seiner Leidenschaft kaum noch ein Hehl machte. Wenn sie ihn mit weiblicher Würde in seine Schranken zurückwies, so ließ er sie durch seine geschickt hingeworfenen Aeußerungen ahnen, daß er der Mitwisser ihres so sorgfältig gehüteten Geheimnisses sei, er-

schreckte er sie durch manche nur ihr verständliche Anspielung auf ihre Vergangenheit.

So sah sie sich wider Willen gezwungen, seine Gegenwart zu dulden, seine frechen Reden anzuhören, ihn zu schonen, obgleich schon längst an die Stelle der früheren Achtung für sein unbestreitbares Talent ein instinctmäßiger Widerwille getreten war. Je mehr sie den frivolen Sophisten kennen lernte, desto mehr schauderte sie vor der inneren Zersetzung, der übertünchten Fäulniß dieses gänzlich verrotteten Charakters.

In demselben Maße wurde ihr aber auch Steiner's Größe und Bedeutung klar, so daß sie sich mehr als je zu ihm hingezogen fühlte und seinen hohen Werth zu würdigen wußte. Ihre Verehrung war mit der Zeit eine tiefe, innige Liebe geworden, die sich nach und nach aus der Erkenntniß seiner herrlichen Natur wie die Blüthe aus der Knospe entwickelte. Anfänglich durch ihren Durst nach Rache, durch Eitelkeit und Ehrgeiz verführt, von keineswegs lauteren und reinen Motiven geleitet, hatte ihr Herz mit der Zeit eine wunderbare Umwandlung erfahren und den siegreichen Einfluß einer solchen durchaus ethischen und wahrhaft sittlichen Persönlichkeit an sich erfahren.

Während ihre erste Neigung zu dem Fürsten von Schwarzfels hauptsächlich nur in ihrer Phantasie wurzelte, nur in ihren bestochenen Sinnen wohnte und durch seine Treulosigkeit bis auf die letzte Spur verwischt, aus ihrem Herzen getilgt, selbst zur glühenden Rache verwandelt war, lernte sie erst durch Steiner jene wahre, unerschütterliche und ewige Liebe kennen, die einzig und allein auf dem festen Grunde der reinsten Sittlichkeit und männlicher Würde, auf dem geistigen Gehalt des ganzen Lebens beruht und darum unvergänglich, über Raum und Zeit erhaben, die irdische Verbindung mit göttlicher Weihe und Kraft beseelt.

Jetzt erst war ihr die Heiligkeit der von ihr einst verkannten Ehe aufgegangen, diese innige, geheimnißvolle Verschmelzung von Leib und Seele, die vollständige Hingebung an ein anderes Sein, in der das eigene Ich sich freiwillig aufgiebt, um sich doppelt wieder zu gewinnen.

Von Stufe zu Stufe hatte Steiner das von ihm so unaussprechlich geliebte Weib zu sich emporgehoben, ihre fragmentarische Bildung durch seinen Geist ergänzt, ihre einseitigen Anschauungen berichtigt, ihren Gedankenhorizont erweitert, vor Allem aber die Ver-

wirrung ihres Herzens, die leidenschaftlich fieberhafte Spannung durch seinen milden Zuspruch, seine unerschöpfliche Güte und Nachsicht gelöst, das gestörte Gleichgewicht, die schwankende Harmonie ihrer Seelenkräfte wieder hergestellt.

Vom Geiste der echten Humanität beseelt, verschmolz in ihm Bildung und Charakter, Denken und Wollen zu jener inneren Einheit, die leider in unserer Zeit öfters selbst den bedeutendsten Männern fehlt. Den Grundzug seines Wesens bildete die innigste Liebe zur Wahrheit, wodurch er sich immer mehr seinem erhabenen Vorbilde Lessing näherte und sich von dem ihm sonst vielleicht in manchen Beziehungen ihm sogar überlegenen Doktor Bergemann wesentlich unterschied.

Während dieser sein großes Talent nur zur Erreichung seiner selbstsüchtigen Zwecke, sein reiches Wissen nur zur Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner maßlosen Eitelkeit benutzte, seine wunderbare Begabung nach allen Seiten hin mißbrauchte, um das Volk zu verführen, die Menge durch seine sophistischen Kunststücke irre zu leiten, strebte Steiner einzig und allein danach, durch die Macht der Wahrheit, durch seine sittliche Kraft die empfänglichen Gemüther

fur Recht und Freiheit zu begeistern, ohne ihre Leidenschaften aufzuregen, ihre wilden Triebe durch eitle Versprechungen zu reizen, ihre Wuth zu entfesseln.

In Beiden offenbarten sich die entgegengesetzten Richtungen und Strömungen ihrer Zeit; hier die Wahrheit, dort die Lüge; hier die opferfreudige Hingebung an eine große Idee, dort der berechnende Egoismus; hier die Erkenntniß eines positiven Lebens und Gedankeninhalts voll fruchtbarer und belebender Keime, dort die leere, Alles zersetzende, Alles vernichtende Negation, ohne Glaube, ohne Liebe, ohne Gott und Vaterland.

Nur einen Augenblick hatte sich Livia von dem gewandten Dialektiker blenden, von seinem bestechenden Geistesreichthum täuschen lassen, aber noch rechtzeitig ihren Irrthum erkannt, so daß sie sich mit Verachtung von dem Sophisten abwandte. An die Stelle ihrer früheren Verehrung für sein großes Talent war jetzt ein eben so großer Abscheu vor seiner Frivolität getreten.

Ihr Widerstand reizte nur noch mehr die sinnliche Begierde des gewissenlosen Agitators, der im Besitze ihres Geheimnisses seine glühenden Wünsche zu erreichen, seine Leidenschaften zu befriedigen hoffte.

Trunken von der Aussicht auf sein nahes Glück, erschien er immer dringender vor Livia, sie mit seinen beleidigenden, aller Rücksicht spottenden Liebe bestürmend.

Voll Entrüstung stieß sie ihn zurück, mit flammenden Blicken und gerötheten Wangen den Wüstling abweisend, dem sie nie schöner, nie begehrenswerther als in ihrem Zorn erschien, so daß er nicht mehr Herr seiner Sinne blieb.

„Sie müssen mich hören," rief er im wilden Rausch. „Vergebens weigern und sträuben Sie sich. Sie sind mein und keine Macht der Erde soll Sie mir entreißen. Ein Wort von mir und alle Ihre Bedenken werden schwinden. Oh! ich weiß Alles, ich kenne Ihre ganze Vergangenheit, Ihr früheres Leben. Wozu die Verstellung? Sie sind ein Weib, das über diese Vorutheile spottet und das Recht der freien Liebe anerkennt."

„Verlassen Sie mich," gebot Livia schaudernd. „Sie sprechen im Wahnsinn und ich darf und will diese Sprache nicht länger dulden."

„Nein, nein!" fuhr er leidenschaftlich fort. „Du kannst nicht so grausam sein, mich nicht länger schmachten, mich verzehren lassen. Ich habe ein Anrecht

auf Deine Dankbarkeit, habe ich Dich nicht an dem Treulosen gerächt, Dich von seiner beschämenden Gegenwart befreit, Dir meine mächtige Hand geliehn, um den frechen Verräther zu vernichten!"

„Meuchelmörder!" schrie Livia, entsetzt sich abwendend. „Wann habe ich jemals mit Ihnen gesprochen?"

„Aber Sie ließen mich Ihre geheimen Wünsche ahnen, Ihren Haß errathen. Ein Wort, ein Blick von Ihnen und sein Urtheil war gesprochen, das Gericht vollstreckt. Sie können nicht mehr zurück; wir sind durch das Geschick, durch die gemeinsame Schuld mit ehernen Ketten an einander gebunden. Du darfst mir nicht den Preis, den Lohn meiner Alles vergessenden Liebe versagen!"

Voll dämonischer Glut streckte er seine Arme nach dem schönen verlockenden Weibe und umschlang die Widerstrebende, mit heißen Küssen das bleiche Gesicht, den reizenden Nacken befleckend, ihren Widerstand zu ersticken suchend.

Aber mit dem ganzen Aufgebot ihrer Kraft riß sie sich von ihm los, rang sie mit dem schändlichen Verführer, der in wilder Raserei weder ihre Bitten und Drohungen, noch ihren Abscheu und ihre Verzweiflung beachtete.

Verblendet folgte er ihr nach, als sie vor ihm floh und die nächste Thür zu gewinnen suchte, um sich seinen beleidigenden, frechen Angriffen zu entziehn. In diesem Augenblick erschien unerwartet Steiner auf der Schwelle seiner Wohnung, von einem Gange nach der Stadt zurückgekehrt. Mit einem lauten Schrei sank die geängstigte Livia an die Brust des bestürzten Mannes.

„Rette mich, schütze mich,“ bat sie mit aufgehobenen Händen, „vor Deinem schändlichen Freunde, vor mir selbst!“

„Was ist geschehn!“ fragte er erschüttert.

„Frage Deine Frau,“ versetzte Bergemann mit höhnischem Lächeln, indem er ihr nicht den Muth zutraute, ihre eigene Schande zu gestehn.

„Livia sprich, verschweige mir nichts!“

„Ja, ich will reden;“ versetzte sie in feierlichem Tone, „und Dir Alles bekennen, was ich Dir bisher verborgen hielt. Du sollst mein Richter sein, mich verdammen oder freisprechen, wenn Du erst Alles weißt. Nichts soll mich länger zurückhalten, Dir die volle Wahrheit zu gestehn.“

„Oh!“ rief Steiner schmerzlich. „Du hast mich getäuscht, mich hintergangen und Bergemann geliebt.“

„Ein solcher Verdacht beleidigt mich," versetzte sie mit bitterm Lächeln. „Noch bin ich nicht so tief gesunken, obgleich eine schwere Schuld auf meinem Herzen lastet."

„Allerdings höhnte Bergemann, gereizt durch ihre Verachtung, „bin ich für die Liebe der gnädigen Frau ein zu geringes Object, ein viel zu unbedeutender Gegenstand, dazu müßte ich wenigstens ein Aristokrat wie der Fürst von Schwarzfels sein."

„Elender!" brauste Steiner auf. „Nur unsere frühere Freundschaft hält mich ab, Dich, wie Du es verdienst, zu züchtigen. Ich weiß nur zu gut, daß Du ein erbärmlicher Lügner, ein Verleumder bist, der vor keiner Gemeinheit zurückschreckt."

„Und doch habe ich nur die Wahrheit gesprochen."

„Livia! Ich bitte, ich beschwöre Dich, sage, daß er gelogen hat und ich will Dir glauben."

„Ich kann nicht," stöhnte sie schmerzlich, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Tief erschüttert starrte Steiner auf die unglückliche Frau, welche in seinen Blicken ihr Urtheil las.

„Höre mich erst," bat sie traurig, „ehe Du mich verdammst. Ich fordere nur von Dir, was selbst der schwerste Verbrecher von seinem Richter verlangen

darf. Aber was ich Dir zu sagen habe, duldet keine anderen Zeugen. Fürchte nicht, daß ich Dich täuschen will. Nur Dir allein bin ich Rechenschaft schuldig, nur Du allein sollst die ganze Wahrheit jetzt aus meinem Munde vernehmen."

„Oh!" versetzte Bergemann ironisch. „Ich fühle, daß ich bei dieser häuslichen Scene überflüssig bin und will Ihnen nicht länger zur Last fallen."

Eine tiefe bange Stille erfolgte, nachdem Bergemann sich entfernt hatte. Keiner von Beiden wagte sogleich das peinliche Schweigen zu unterbrechen, tief bewegt und zurückschreckend vor dem Gewicht des nächsten Augenblickes, der über ihr ganzes Leben, über ihr höchstes Glück entscheiden sollte.

„Wir sind allein," sagte Steiner nach einer Pause mit mühsamer Fassung. „Ich bin bereit, Dein Geheimniß zu vernehmen."

„Es ist nur wahr," sagte sie traurig, „ich habe den Fürsten von Schwarzfels in einer Zeit geliebt, wo ich Dich noch nicht gekannt. Ich war sein Weib, oder glaubte es wenigstens zu sein."

„Unmöglich!" versetzte er überrascht. „Du sprichst im Wahnsinn, oder suchst mich durch eine neue Fabel zu täuschen."

„Ich habe," versetzte sie schmerzlich, „Dein Mißtrauen verdient, aber ich schwöre Dir bei Allem, was mir theuer und heilig ist, daß ich das Opfer eines schändlichen Betruges wurde. Unter fremdem Namen gelang es dem Fürsten, mein nur allzu leichtgläubiges Herz zu gewinnen, unter erdichteten und doch nur zu glaublich klingenden Vorwänden mich zu einer heimlichen Trauung zu bereden. Unerfahren, wie ich damals war, verblendet von seiner glänzenden Erscheinung, verführt von meiner Phantasie, glaubte ich seinen Schwüren, seinen Versicherungen. Er aber mißbrauchte mein grenzenloses Vertrauen in unerhörter Weise, wie ich zu spät erfuhr. Diese ganze Ehe war nur eine von ihm arrangirte Komödie, der Priester ein verkleideter Diener des Fürsten, die Zeugen seine bestochenen Helfershelfer."

„Das klingt in der That wie ein Mährchen," sagte Steiner zweifelnd, „obgleich ich den Fürsten einer solchen That wohl für fähig halte."

„Ich habe alle Beweise seiner Schändlichkeit in Händen und kann sie Dir, wenn Du es verlangst, übergeben, seine Briefe, die er mir unter dem angenommenen Namen Alfred von Geldern schrieb, den gefälschten Trauschein, der auf denselben Namen lautet,

die wiederholten Aussagen jenes elenden Dieners. Wenn Du mir nicht traust, so wirst Du diesen Zeugnissen Deinen Glauben nicht versagen können."

„Was hielt Dich ab, den Betrüger zu entlarven, Deine Rechte an ihn zu verfolgen?"

„Mein Stolz und meine Schwäche; die Furcht vor der Oeffentlichkeit, die Rücksicht auf meinen Ruf, auf meine Zukunft, vor Allem aber meine Liebe."

„Für den unwürdigen Fürsten, der Dich hintergangen."

„Meine Liebe hatte sich in Haß verwandelt, mein einziger Gedanke, der mich damals aufrecht hielt, war Rache; da lernte ich Dich in dem Hause unserer gemeinschaftlichen Freundin näher kennen, nachdem uns schon früher das Schicksal zusammengeführt. Du kamst mir entgegen und wurdest mein Freund, eine Stütze, an der ich mich von meinem tiefen Fall aufzurichten hoffte. Aber noch war ich Deiner nicht würdig, mein Herz noch zu erfüllt von unlauteren Gefühlen, mein Geist beherrscht von wirren Empfindungen und wilden Gedanken. Nur in Deiner Nähe fand ich Schutz vor den finsteren Dämonen in meiner Brust, fühlte ich mich befreit und gehoben, allen Versuchungen entrückt. Du reichtest mir die

Hand; lange weigerte ich mich, Dir anzugehören, obgleich ich von der ersten Stunde an zu Dir hingezogen wurde. Ich kämpfte einen schweren Kampf mit meinen Erinnerungen; bald von dem Gespenst meiner Vergangenheit, bald von dem Gefühl meines Unwerths zurückgeschreckt, bald durch die Hoffnung auf neues Glück durch die göttlich versöhnende Kraft der wahren Liebe, die ich erst durch Dich kennen lernte, aufgerichtet, bis ich im Rausch der Freiheit, in der Trunkenheit einer großen, den alten Schuldbrief vernichtenden, das hundertjährige Unrecht auslöschenden Zeit an Dein Herz sank."

„Ich glaube Dir," entgegnete Steiner in milderem, wehmuthsvollem Ton, „dennoch beklage ich Dein und mein Geschick. Du selbst hast das unheilvolle Verhängniß über uns heraufbeschworen und noch immer trifft Dich eine schwere Schuld."

„Oh! ich kenne sie und weiß, daß ich gesündigt habe; aber was ich auch verschuldet, geschah allein aus Liebe."

„Sie kann nur im Licht der Wahrheit gedeihn. Du aber hast mein Vertrauen getäuscht, meinen festen Glauben an Dich untergraben. Als ich Dir mein Herz entgegentrug, Deine Hand verlangte, Dir meinen

unbefleckten Namen, meine Ehre anbot, da warst Du mir die volle Wahrheit schuldig, da durftest Du kein Geheimniß vor mir haben. Von diesem Augenblick an warst Du verpflichtet, mir die volle Wahrheit zu gestehn, so schwer Dir auch ein solches Bekenntniß fallen mochte. Ich kann wohl Deiner Schwäche verzeihn, Deiner Verirrung nachsehen, aber nie die Lüge vergeben."

„Und doch habe ich nur geschwiegen, weil ich Dich für immer zu verlieren fürchtete, weil ich ohne Dich nicht zu leben vermochte, weil Du mir wie der Heiland erschienst, um mich von allen meinen Leiden, aus aller Noth und Trübsal meines Daseins zu erlösen. Kannst Du mich verdammen, daß ich wie ein Ertrinkender mich an den Rettungsanker klammerte, daß ich die Hand fest hielt, durch die ich mich aus dem Abgrund dieser Welt zu retten hoffte. Und hättest Du mich im Augenblick der Gefahr zurückgestoßen, wenn Du um meine Vergangenheit gewußt hättest? Willst Du strenger sein, wie der Erlöser, der die reuige Sünderin vom Staube aufhob und zu dem schuldigen Weibe sagte: Dir sind Deine Sünden vergeben?"

„Sie war schuldig, aber sie heuchelte nicht; sie

hinterging nicht den Gottessohn, zu dessen Füßen sie voll Reue niedersank. Die Wahrheit hat sie gerettet, wie die Lüge Dich und mich jetzt tödtet."

„Oh!" erwiederte Livia vorwurfsvoll, „Du forderst Uebermenschliches von mir. Sollte ich mich selbst vor dem Geliebten anklagen, mit eigener Hand Dich und mich verwunden, unser Leben vergiften, unser Herz zerreißen? Ich habe lange mit mir gekämpft und schmerzlich gerungen, meine Verirrungen schwer gebüßt und durch meine Schuld mehr gelitten, als ich zu verdienen glaube. Meine Strafe ist tausendfach härter, als mein Vergehn. Weil ich mich einmal täuschen ließ, weil mein Herz dem treulosen Mann vertraute, meine Phantasie mich irre führte, sollte ich darum auf jedes fernere Glück verzichten? Weil ich das Opfer eines schändlichen Betruges war, sollte ich mich nie wieder aus dem unverschuldeten Fall erheben? Willst Du mich jetzt darum verdammen, daß mir der Muth fehlte, die mir zugefügte Schmach Dir zu bekennen, daß ich den Flecken Dir verbarg, den mir fremde Bosheit angeheftet, daß weibliche Scham und Liebe zu Dir meine Lippen schloß, meinen Mund versiegelte."

„Du hättest besser gethan, mir zu vertrauen und

an mich zu glauben. Daß Du an mir gezweifelt, daß Du zu der geringeren Schuld eine größere geladen, ist der Quell unseres gemeinsamen Unglücks. Die Wahrheit allein konnte Dich retten und befreien, statt dessen hast Du Dich immer tiefer in dem Netz der Lüge verstricken lassen, aus dem kein Entrinnen mehr möglich ist. Zwischen uns steht der blutige Schatten jenes unglückseligen Mannes und trennt uns für immer!"

„Sprich das vernichtende Wort nicht aus!" rief Livia entsetzt.

„Und doch giebt es keine andere Wahl für mich, so sehr das Herz mir blutet."

„Dann hast Du mich nie geliebt."

„Ich liebe Dich in diesem Augenblick vielleicht mehr als je, wie die betrübte Mutter ihr armes verirrtes Kind, wenn es ihr den größten Schmerz bereitet."

„Und Du kannst, Du willst mich verstoßen, mich meinem Geschick überlassen?"

„Nicht ich, Du selbst sollst Deine Richterin sein und Dein eignes Urtheil sprechen. Fühlst Du Dich frei von jeder Schuld an dem Morde jenes unglückseligen Mannes?"

„Ich bekenne, daß ich ihn gehaßt, daß ich mich an ihm rächen wollte,“ versetzte Livia zögernd.

„Und Du hast mein Ansehn, meine Verbindungen gemißbraucht, um ihn zu verderben, seinen Tod herbeizuführen.“

„Das geschah zu einer Zeit, wo ich noch ganz erfüllt war von der angethanen Schmach, wo ich Dich noch nicht kannte, wie ich jetzt Dich kenne, wo mich die wilde Leidenschaft noch ganz beherrschte, wo ich Deines milden, versöhnenden Zuspruches, Deiner reinigenden Kraft entbehrte. Erst durch Deine Liebe wurde ich mir selbst zurückgegeben, verabscheute ich die Versuchung, der ich fast erlegen war. Noch im letzten Augenblick raffte ich mich auf, verzieh dem Treulosen, suchte ich, wenn auch vergebens, das furchtbare Geschick von seinem unschuldigen Haupte abzuwenden.“

„So hat die erste Lüge Dich zum Verbrechen geführt und die tausendfältig wuchernde Saat des Unheils ausgestreut. Es giebt für uns Beide keinen Ausweg aus diesem furchtbaren Labyrinth, aus dieser sittlichen Verwirrung. Eine unausfüllbare Kluft liegt jetzt zwischen uns, eine blutige Schuld thürmt sich auf und scheucht mich zurück, selbst wenn ich meine

Hand Dir reichen wollte. Wie ein warnendes Gespenst steht die Erinnerung an jenen Mann vor meinen Augen und klagt Dich an mit seinen blutbefleckten Zügen."

„Habe Mitleid mit mir und schone mich," bat Livia zusammenschauernd.

„Oh! ich beklage Dich mehr, als Worte auszusprechen vermögen. Könntest Du in mein Herz sehen, Du würdest es von Gram und Schmerz zerrissen finden. Ich leide mit Dir und vielleicht schwerer, als Du selbst, da ich mit eigener Hand mein Glück zertrümmern, meine höchste Seligkeit vernichten muß. Und doch darf ich nicht vor dem Opfer zurückschrecken, das ich der Wahrheit, meiner Ehre, meiner Ueberzeugung schuldig bin."

„Du bist zu hart, zu grausam gegen mich. Was soll aus mir werden, wenn Du mich von Dir stößt, Dich von mir scheidest?"

„Ob auch getrennt von Dir, wird meine Liebe Dich begleiten. Sie wird Dir und mir ein Trost, eine Stütze, eine Leuchte in der schweren Zeit der Prüfung sein. Wer jemals wahr geliebt, hört nicht auf zu lieben und trägt den unversiegbaren Quell des Heils in der eigenen Brust. Wo Du auch weilst,

werde ich bei Dir sein, wie auch mich Dein Andenken nicht verlassen wird. Das irdische Band kann wohl das Schicksal, Tod und Verschuldung lösen, aber der Geist, der uns verbunden, ist ewig, seine Macht unzerstörbar. Er folgt uns in die Einsamkeit, in die Verbannung nach, und mildert den Schmerz, aus dem wir einst geläutert hervorgehen werden. Die Wahrheit fordert das Opfer, denn weder Du noch ich können mit der Lüge weiter leben, die unser Glück zerstört, unsern Frieden vernichtet, die Seele befleckt und das Herz vergiftet. Aus Achtung vor uns selbst wollen und müssen wir scheiden, um unserer würdig zu bleiben, aber nicht im Zorn und wildem Leid, sondern in milder Trauer, in der Erkenntniß der Nothwendigkeit, nicht in trostloser Verzweiflung, sondern in Hoffnung auf jene innere Versöhnung, die aus dem unerschöpflichen Quell der ewigen Liebe strömt.“

Siebentes Capitel.

Ein treuer Freund.

Das Opfer war gebracht und Steiner blieb allein mit seinem Seelenschmerz, zu dem sich noch die nicht minder schmerzlichen Erfahrungen jener trüben Zeit, der ganze Jammer der gescheiterten Revolution, das klägliche Ende der schönen Volksbewegung gesellte.

Furchtbar rächte sich die politische Unmündigkeit und Unreife der Menge, die Gewissenlosigkeit ihrer Führer, die Ausschweifungen des von ihnen aufgestachelten Proletariats. Es kamen jene Tage der allgemeinen Verwirrung, der grenzenlosen Rathlosigkeit, der ohnmächtigen Empörung, des gemeinen Abfalls und Verraths.

Durch ihren Wortbruch gaben die Regierungen selbst das Zeichen zu einer Reihe von blutigen Auf-

ständen und Kämpfen, welche bald hier, bald dort emporloderten, von Intriguanten und Abenteurern wie Bergemann oder fanatischen Schwärmern wie Römisch geschürt, von der Reaction benutzt, um die Freiheit mit Waffengewalt zu unterdrücken, die bereits vollendete Verfassung umzustürzen.

In jener traurigen Zeit wanderte ein kräftiger Mann durch das Thor der Stadt mit anscheinender Sorglosigkeit, durch die sich der aufgestellte militairische Wachtposten glücklich täuschen ließ, so daß jener unaufgehalten passirte. Der Fremde trug eine blaue Brille, welche seine helle Augen vollkommen bedeckte und das jugendlich frische Gesicht weit älter machte, als es in Wirklichkeit war. Kinn und Wange beschattete ein starker dunkler Bart, der jedoch bei näherer Untersuchung sich wahrscheinlich als falsch erwiesen hätte; außerdem schützte ihn der tief in die Stirn gedrückte Hut vor jeder unangenehmen Wiedererkennung, die er sichtlich vermeiden wollte.

„Die Nürnberger hängen Keinen, den sie nicht haben,“ murmelte er für sich mit jener unverwüstlichen Heiterkeit, die ihm selbst seine gefährliche Lage nicht zu rauben vermochte.

Vorsichtig jedoch vermied er die belebteren

Straßen der Stadt, indem er den Weg nach der stilleren Promenade einschlug, wo er im Schatten der Bäume unbemerkt und unbeachtet sich der Wohnung Steiner's näherte, an dessen Thür er jetzt leise anklopfte. Erst auf das wiederholte „Herein" trat der Fremde in das Zimmer des bekannten Volksvertreters, dem er sich als treuen Freund zu erkennen gab, indem er die blaue Brille und den falschen Bart beseitigt hatte.

„Hellwig!" rief jetzt Steiner überrascht von diesem unerwarteten Besuch.

Es war jener junge, lebensfrohe Student, den er seit jener seltsamen Begegnung in der Restauration der sogenannten Clique zu seinen eifrigsten Freunden und Anhänger zählte und seit der Verbindung mit Livia fast als ein täglicher Hausgenosse in dem kleinen auserwählten Kreise erschien, in der letzten Zeit aber seit Bergemanns Dazwischenkunft plötzlich fortgeblieben und verschwunden war, ohne daß Steiner den Grund dieser unerklärlichen Vernachlässigung ahnte.

Anfangs vermißte er wohl den ihm ergebenen Jüngling, aber im Drange und raschen Wechsel der Ereignisse verlor er die Spuren des Flüchtlings, der jetzt so unerwartet vor ihm erschien und mit der

ganzen früheren Herzlichkeit und wohlthuenden Gefühlswärme ihm wieder entgegentrat, doppelt willkommen in Steiners jetziger Verlassenheit.

„Doch woher kommen Sie?" fragte Steiner, „und wozu die Verkleidung, eine solche Vorsicht?"

„Direkt vom Galgen," versetzte der Student mit dem Humor der Verzweiflung, „doch ohne Uebertreibung, aus den Klauen der Reaktion, welche, wie der officielle Ausdruck lautet, die gefangenen Demokraten zu Pulver und Blei begnadigt."

„Sie haben Sich an dem unglücklichen Aufstand betheiligt?"

„Der Kampf ist beendet," versetzte Hellwig, wieder ernsthaft geworden; Alles vorüber, finis Germaniae!"

„Ich habe mehr Zutrauen zu dem Vaterland. Noch ist Deutschland nicht verloren, wie Polen."

„Aber vorläufig liegt es im Sterben, an seinen Wunden verblutend. In Oesterreich übt der Slave Jelacic und der Czeche Windischgrätz das Standrecht mit systematischer Gründlichkeit und die preußischen Spitzkugeln folgen dem gegebenen Beispiel. In der Pfalz und in Baden hallte die Luft von den täglichen Executionen wieder. In meinem sicheren Ver-

steck konnte ich die Salven hören, welche so Manchen meiner Freunde, meiner Brüder fast unter meinen Augen mitleidslos in vollster Jugendblüthe nieder schmetterten."

„Entsetzlich, daß es dahin kommen mußte! Doch wie gelang es Ihnen, der Gefahr zu entfliehn?"

„Eine brave Bürgerfamilie rettete mich und gewährte mir eine Zuflucht, wo ich mich so lange verbergen konnte, bis die größte Gefahr vorüber war. In der allgemeinen Verwirrung wurde ich nicht vermißt, noch dazu, da ich bei meiner Jugend keine hervorragende Stellung bekleidete. Sobald die erste Hitze der Verfolgung sich abgekühlt hatte, hielt ich es für gerathen mich heimlich zu entfernen und Sie aufzusuchen."

„Was aber kann ich für Sie thun? Ich fürchte, daß Sie hier nicht sicherer sind; indeß bin ich gern bereit Ihnen zu helfen, so weit dies in meiner Macht steht."

„Ich denke nicht daran, Ihnen zur Last zu fallen; auch bin ich hinlänglich mit Geld für eine längere Reise versehen, auf der Sie mich, wie ich hoffe, begleiten werden."

„Das kann doch nur Ihr Scherz sein."

„Ich bin zu Nichts weniger als zum Scherzen in diesem Augenblick aufgelegt. Hätte ich mich sonst der Gefahr ausgesetzt und Sie aufgesucht? Wir haben Beide keine Zeit zu verlieren, da ich aus sicherer Quelle weiß, daß Sie selbst verhaftet werden sollen."

„Man wird es nicht wagen, an mich, an einen Vertreter des Volkes, Hand zu legen. Mich schützt mein gutes, selbst von der Regierung anerkanntes Recht."

„Denken Sie an Robert Blum, der sich vergebens auf dasselbe Recht berief. Er mußte seinen Irrthum mit dem Leben büßen."

„Ihn traf das Loos des Kriegers, das unerbittliche Standrecht in einer belagerten Stadt. Wir aber leben hier im Frieden, unter dem Schutz der Gesetze und kein Gericht wird sich bereitwillig finden lassen, mich zu verurtheilen, weil ich meine Pflicht als Abgeordneter gethan."

„Sie wissen, daß die Regierung das Parlament nicht länger anerkennt, das von ihm beschlossene Verfassungswerk verworfen hat. Der König soll geschworen haben, keinen Reichstagsabgeordneten, der in seine Hände fällt, zu schonen. Wollen Sie Sich

nutzlos opfern und zum Märtyrer einer verlorenen Sache werden?“

„Unsere Sache,“ versetzte Steiner, „ist nicht verloren. Man kann den Leib, aber nicht die Seele tödten, nicht den unsterblichen Gedanken zerstören. Mögen unsere Gegner uns verfolgen, in Ketten schlagen, uns selbst auf das Blutgerüst schleppen, sie werden nicht die Wahrheit mit uns vernichten. Wie das Christenthum einst seiner Henker spottete, und im Kampfe die alte Welt mit allen ihren Legionen und Tyrannen besiegte, wie die Reformation über ihre Feinde triumphirte und die Macht der Geister verscheuchte, so wird die Freiheit, ob auch jetzt unterdrückt, geknechtet und verjagt, sich von ihrem tiefen Fall erheben. Nur die Lüge, durch deren Berührung sie sich befleckt hat, ist vergänglich, sie selbst aber ewig. Aus allen inneren Verirrungen und äußeren Verfolgungen, aus Noth und Elend, Schmach und Trübsal wird sie strahlend hervorgehen und selbst ihre früheren Gegner zur Anerkennung zwingen.“

„Ich theile zwar Ihre Hoffnung für die Zukunft, aber die Gegenwart ist trostlos, und augenblicklich bleibt uns keine Wahl, als der Gefahr zu entfliehn.“

„Nein,“ rief Steiner entschlossen, „und abermals nein! Jetzt grade gilt es zu beweisen, daß wir Männer sind, bereit für ihre Ueberzeugung mit dem Leben einzustehn.“

„Was vermag der Einzelne in solcher Zeit? Das Individuum ist zu schwach, gegen das Schicksal anzukämpfen. Wir müssen uns dem Unabänderlichen fügen und es dem Weltgeist überlassen, der unsterblichen Idee gerecht zu werden.“

„Ich kenne diese Sprache,“ entgegnete Steiner mit ungewohnter Bitterkeit. „Sie ist der Ausfluß jenes dialektischen Systems, das damit das größte Unheil gestiftet, unsere ganze Zeit und vor Allem unsere Jugend verführt und entnervt hat. Dieser Quietismus ist der furchtbarste Fluch der Gegenwart, indem er jede Energie, alle Thatkraft lähmt und der Feigheit Vorschub leistet. Es ist allerdings ebenso bequem, als ungefährlich, mit untergeschlagenen Armen dazustehn und zuzuschauen, wie der Weltgeist unsere Aufgaben löst, für uns schafft und sich plagt. Wir brauchen ja keinen Finger zu rühren und doch müssen uns die goldenen Früchte in den Schoos fallen, ohne daß wir sie zu pflücken nöthig haben. Was kümmert uns, ob die Tyrannei oder Freiheit herrscht, ob Recht,

oder Unrecht und Gewalt siegen, ob das Vaterland in Banden schmachtet, ob die Gesellschaft ihrer Auflösung, ihrem Verderben durch sittliche Fäulniß entgegeneilt. Der Weltgeist muß ja unsere Ketten brechen, den Tyrannen stürzen, den Feind verjagen und das sociale Gebäude vor dem Zusammensturz bewahren. Ich würde über unsere Thorheit lachen, wenn sie nicht in ihren Folgen so verderblich wäre. Der Gesang dieser Sirene hat uns bezaubert, um uns in den sichern Tod zu jagen.“

„Und doch glaube, ich, daß Sie jetzt besser thun, sich für die Zukunft aufzusparen. Das Volk ist entmuthigt, in Apathie versunken und noch nicht reif für die Freiheit, wie ich mich leider selbst in diesen Tagen des Kampfes überzeugt habe.

„Nicht das Volk trägt die Schuld, sondern einzig und allein seine Leiter, die falschen Propheten, welche die Menge verführten und die Drachensaat des Zwiespalts aussäten. Wir büßen jetzt für die Sünden der bewußten oder betrogenen Betrüger. Aber wenn es besser werden, wenn die Freiheit wieder auferstehen soll, dürfen wir nicht egoistisch zurückziehn. Selbstsucht und Feigheit haben uns den Sieg entrissen, den wir durch den Einsatz unseres Lebens

wieder gewinnen können. Jede Wahrheit bedarf der Opfer und Blutzeugen, um von der Menge erkannt zu werden. Auch unsere Zeit will ihre Märtyrer, um so mehr und dringender, weil sie ärmer an Glauben und Hoffnung ist, als die Vergangenheit. Wer das Volk befreien und erlösen will, muß heut wie vor tausend Jahren bereit sein, das Kreuz zu tragen und daran zu sterben."

„So wollen wir gemeinschaftlich das Schicksal erwarten," erwiderte der Student voll Begeisterung, indem er Steiner die Hand reichte. „Ich werde Sie nicht im Augenblick der Gefahr verlassen, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort."

„Ein solches Opfer darf ich nicht annehmen. Sie sind noch jung und stehen nicht allein, wie ich. Wie ich weiß, besitzen Sie einen Vater, eine Mutter, die Sie zärtlich lieben."

„Und Sie eine geliebte Frau," erwiederte Hellwig zögernd.

Bei der Erwähnung Livia's zuckte Steiner zusammen, ohne zu antworten; nur ein Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Verlassen Sie mich," bat er sanft nach einer

peinvollen Pause. „Kehren Sie zu Ihren Eltern zurück und verbergen Sie Sich.

„Und Sie, Herr Doktor?"

„Ich werde bleiben, um für die Freiheit zu leiden und die Wahrheit vor unseren Feinden bekennen."

Trotz der dringenden Bitten und Beschwörungen des jungen Freundes, daß Jener ihn begleiten solle, blieb Steiner seinem Vorsatz treu, obgleich er nur zu gut wußte, daß er von seinen erbitterten Gegnern keine Schonung zu erwarten, von der siegreichen Reaction das Aeußerste zu befürchten hatte.

Von Bewunderung für den unerschüttlichen Freiheitshelden schied Hellwig, fest entschlossen, über ihn zu wachen. Die Erinnerung an Steiner wirkte auch auf ihn, wie auf Alle, die ihm näher standen, mit der ganzen Kraft sittlicher Größe und Ueberzeugungstreue, erhebend und stärkend in einer Zeit allgemeiner Verwirrung und Rathlosigkeit.

Wie zu einem erhabenen Vorbilde blickte der Student mit jugendlicher Begeisterung zu dem Manne empor, der ihm wie ein leuchtender Stern in der finsteren Nacht erschien, wie einer jener unsterblichen Märtyrer aus vergangenen Tagen.

In diese Empfindungen für den verehrungs-

würdigen Lehrer und Freund mischte sich noch ein anderes, der nicht minder mächtiges Gefühl, das sich Hellwig kaum selbst zu gestehen wagte, die Erinnerung an Livia, die er früher gesehn und durch seine näheren Beziehungen zu Steiner kennen gelernt hatte.

Die wunderbare Schönheit, die geistige Ueberlegenheit der genialen Frau hatten den schwärmerischen Jüngling mit unwiderstehlicher Gewalt angezogen, ohne daß sie eine Ahnung von seiner Neigung hatte, ohne daß er durch einen Blick, durch ein Wort sein Herz verrathen hätte.

Er liebte sie mit jener reinen, uneigennützigen, selbstlosen Liebe, wie sie nur allein die Jugend kennt, ohne Wunsch und ohne Hoffnung, wie die seligen Geister des Himmels die Gottheit anbeten, beglückt im Anschaun der Herrlichkeit in der Erkenntniß der höchsten Vollendung.

Livia stand zu hoch über ihm, um sie zu begehren, sie erschien ihm zu erhaben, um sie jemals zu erreichen, gleich einem unnahbaren Heiligenbilde, zu dessen Füßen er knieend lag und betete. So leidenschaftslos war seine Liebe, daß sie keiner irdischen Nahrung bedurfte, und doch so gewaltig, daß sie vor keinem Opfer zurückschreckte, schuldlos und unbewußt

wie ein schlummerndes Kind, heilig wie die Engel, die den Schlaf bewacheu.

Es war nur das selige Träumen und Sehnen des jungen Herzens, das geheime Keimen und Drängen der verschlossenen Knospe, die Götterdämmerung der erwachenden Psyche. Seine Liebe wurzelte nicht in dem gemeinen Wirklichkeit, sie entbehrte fast des irdischen Stoffes uud war nur der Ausdruck, die Verköperung des jugendlichen Enthusiasmus, seine Begeisterung für das Gute und Schöne, für Geist und Poesie, für alle seine Ideale, die ihm in Livia's Erscheinung in nie geahntem Glanz sich offenbarten.

Sie selbst verkehrte unbefangen wie eine ältere Schwester mit dem jungen Freunde ihres Gatten, dessen enthusiastische Natur und geistiges Streben ihre Sympathie erweckte, dessen offne Verehrung ihr schmeichelte, ohne ihr Mißtrauen zu erregen. In seiner Gegenwart überließ sie sich, von ihm vielleicht unbewußt herausgefordert, jenen ihr eigenthümlichen Inspirationen, den dythirambischen Eingebungen ihres Geistes, die in der That einen berauschenden Zauber auf die Seele jedes Hörers und zumal auf den enthusiathischen Jüngling üben mußten.

Eine unbekannte Welt voll kühner Anschauungen,

großer Gedanken und dichterischer Aussprüche strömten in solchen Augenblicken fast unwillkürlich mit dämonischer Gewalt von den Lippen Livia's. Dieselbe Glut, welche einst die Sybillen antrieb zu Prophezeihungen und die Pythia auf ihrem gottgeweihten Sitze erfaßte, flammte dann aus ihren dunklen Augen, entzündete ihr ganzes Wesen und verklärte das schöne klassische Gesicht, das wie eine Ampel von durchsichtigem Alabaster ganz von einer inneren magischen Gluth erleuchtet schien.

Trunken vor Begeisterung lauschte der Jüngling diesen wunderbaren Offenbarungen, die ihm das Höchste dünkten, was er je vernommen, so daß er in der That Livia nicht für ein irdisches Weib, sondern für eine jener himmlischen Erscheinungen hielt, von denen Sage und Dichtung verherrlichend erzählt.

Nur einen Mann achtete er für würdig, eine solche Frau zu besitzen und dieser Mann war Steiner, sein Freund sein Lehrer. Für ihn sich opfern, für Livia sein Leben wagen, war Alles was er verlangte.

Achtes Capitel.

Vor Gericht.

Die wenigen Stunden, welche ihm noch vergönnt waren, benutzte Steiner, um seine Angelegenheiten zu ordnen, seine Papiere sichern Händen zu übergeben und alle die Briefe zu vernichten, durch die ihm nahestehende Personen compromittirt werden konnten, da er mit Gewißheit seine bevorstehende Verhaftung erwarten durfte.

Der Morgen dämmerte bereits und die aufgehende Sonne fand ihn noch wach an seinem Schreibtisch, in Gedanken versunken, das müde Haupt auf seinen Arm gestützt. Vor seiner Seele schwebten noch einmal all die Erinnerungen und Erfahrungen der letzten Zeit, all die gescheiterten Hoffnungen und zerstörten Illusionen.

Sein Glück war vernichtet, seine Ideale zerron-

nen; Freundschaft und Liebe hatten ihn betrogen, das Volk, dem er die größten Opfer gebracht, seine Erwartungen getäuscht, von wilder Leidenschaft verführt und jetzt in ohnmächtige Apathie versunken.

Seine besten Freunde und Parteigenossen waren gewaltsam auseinander gesprengt, flüchtig und verfolgt; viele der edelsten Männer schmachteten im Kerker, oder ruhten bereits als blutige Opfer ihrer Freiheitsliebe und ihres Glaubens im Grabe, während ein gleiches Schicksal ihn jetzt selbst bedrohte.

Aber noch schmerzlicher war ihm der Gedanke an die Abgefallenen, welche wie Bergemann ihr Leben mit dem Verrath erkauften und ohne Schaam in das siegreiche Lager der Reaction übergegangen waren, die um schnöden Lohn die eigne Seele verriethen. Nicht um die Todten klagte er, sondern um die Lebenden, die er für immer verloren geben mußte.

Wie eine lockende Vision, gleich einem schmerzlich süßen Traum umschwebte ihn das Bild der unglückseligen Frau, die er so innig geliebt und die er trotz aller ihrer Verirrungen, noch immer liebte. Mit blutendem Herzen hatte er sich von ihr losgerissen, sah er sie traurig scheiden, und doch konnte

und durfte er sie nicht zurückhalten. So stand er einsam und allein in der schweren Prüfungsstunde.

Nahende Schritte weckten ihn aus seinen düsteren Betrachtungen: er ahnte, daß es seine Verfolger waren. Als er an das Fenster trat, sah er das Haus von Soldaten und Polizeimannschaft umstellt, so daß an Flucht nicht mehr zu denken war, selbst wenn er eine solche Absicht gehabt hätte.

Ruhig und gefaßt ging er dem eintretenden Beamten entgegen, der mit seiner Verhaftung beauftragt war.

„Sind Sie Herr Doctor Steiner?" fragte derselbe. —

„Der bin ich," versetzte er unerschrocken.

Sie werden mir folgen, da Sie mein Gefangener sind. Außerdem habe ich den Auftrag, Ihre sämmtlichen Papiere mit Beschlag zu belegen."

Ich weiche der Gewalt," erwiderte Steiner würdevoll, „obgleich ich gegen meine widerrechtliche Verhaftung protestire."

Nachdem der Polizeibeamte die nöthigen Anordnungen getroffen, wurde der Gefangene in den bereit stehenden Wagen geführt, der den Weg nach dem Gefängnisse einschlug. Hier und da blickte ihm wohl

ein Neugieriger nach, murmelte ein Mann Verwünschungen gegen die Gewalthaber, ballte sich im Geheimen eine Faust, aber die Menge blieb theilnahmlos bei dem Geschick des einst von ihr mit Stolz und Bewunderung genannten Volksvertreters. Das Volk war müde und abgespannt, die freisinnigen Zeitungen schwiegen, eingeschüchtert unter dem Drucke der Gewalt und bald war der Vorfall vergessen, da in jener Zeit dergleichen Akte der Willkür sich täglich wiederholten.

Nur der Prozeß des Angeklagten weckte die erloschene Theilnahme von Neuem. An dem Tage, wo das Schwurgericht zusammentrat, um über Steiner das Urtheil abzugeben, füllten sich der große Saal und die Tribünen bis auf den letzten Platz. Die Regierung hatte nichts unterlassen, was in ihrer Macht stand, um die Verurtheilung Steiners herbeizuführen. Mit besonderer Sorgfalt wurde die Liste der Geschwornen zusammengestellt und zu diesem wichtigen Amte nur solche Männer ausgewählt, auf deren conservative Gesinnung man im Voraus sicher rechnen durfte.

Auch auf die Richter, die bisher durch ihre Unabhängigkeit und Parteilosigkeit sich auszeichneten und

deshalb mit Stolz andern Ländern als Muster aufgestellt werden durften, übten die jüngsten Ereignisse eine demoralisirende Wirkung. Bald von Parteileidenschaft fortgerissen, bald durch Drohungen, durch die Sorge um ihre Zukunft eingeschüchtert, bald durch Belohnungen für ihr sogenanntes loyales Verhalten verführt, vergaßen sie ihre hohe Würde, ihren heiligen Beruf, ohne Ansehn der Person, ohne Rücksicht auf sich selbst das Gesetz anzuwenden und Gerechtigkeit zu üben. In vielen Fällen wurden sie nicht ohne eignes Zuthun ein gefügiges Werkzeug der Gewalt, eine gefährliche Waffe in den Händen der Reaction, wodurch das Rechtsbewußtsein des Volkes wesentlich geschädigt und zerstört wurde.

Junge und auch ältere Staatsanwälte, die um jeden Preis Carriere zu machen suchten, traten als Ankläger auf und entwickelten einen wahrhaft betrübenden Eifer bei der Verfolgung politischer Verbrechen, gegen die sie keine Schonung, keine Rücksicht kannten. Unterstützt von der damals allmächtigen Polizei, angespornt von ihren Vorgesetzten, mißbrauchten sie nicht selten ihre eximirte Stellung, indem sie der Willkür, dem Haß der siegreichen Partei in jeder Weise Vorschub leisteten und selbst vor einer offenba-

ren Verletzung der gegebenen Gesetze nicht zurückschreckten.

Dies war auch heute der Fall, obgleich Steiner als Abgeordneter nur seine Pflicht gethan, nur seinem Mandat gemäß gehandelt hatte, als er gegen den durchaus nicht gerechtfertigten Befehl der Regierung auf seinem Posten blieb und an den letzten Beschlüssen des Parlaments Theil nahm, bis dasselbe der Gewalt der Bayonette weichen mußte.

Seine Ueberzeugung wurde zum Verbrechen, seine Treue dem geleisteten Eide zum Hochverrath gestempelt.

Jetzt erschien Steiner auf der Anklagebank, die durch ihn geadelt wurde. Der ihm vorangehende Ruf, seine Bedeutung als Schriftsteller, seine politische Stellung als einer der einflußreichsten Volksvertreter, erregten in hohem Grade das gesunkene Interesse der Zuschauer. Ein längerer Aufenthalt im Kerker hatte zwar seinem interessanten Gesicht ein bleiches, krankhaftes Aussehn verliehn, aber den geistigen Ausdruck seiner Physiognomie nur noch erhöht. Die feinen, leidenden Züge von durchsichtiger Blässe schienen gleichsam verklärt, durch den Schmerz vertieft und verriethen trotz ihrer Milde eine unerschüt-

terliche Festigkeit und Charakterstärke. Mit der Achtung, die sie unwillkürlich einflößten, verband sich das Mitleid für den edlen Gefangenen.

Manches schöne Auge blickte voll Theilnahme auf den Angeklagten, manches sanfte Herz pochte lauter bei dem Gedanken an das ihm drohende Geschick. Vor Allen aber war eine Frau tief erschüttert, die in Begleitung eines jüngeren Mannes, dicht verschleiert, in dem Gedränge unerkannt und unbeachtet, der Gerichtsverhandlung mit der höchsten Spannung beiwohnte.

Bei dem Eintritt des Gefangenen vermochte sie nur mit Mühe ihre Bewegung zu unterdrücken, ihre Augen füllten sich mit Thränen und ein leiser, zum Glück nicht gehörter Schrei entrang sich der gepreßten Brust.

„Muth, Fassung!" flüsterte der Freund, der sorgsam und liebevoll jede ihrer Bewegungen beachtete.

„Wir wollen Seiner würdig sein," antwortete sie eben so leise. „Welch ein Mann!"

Zum ersten Mal seit jener schmerzlichen Trennung sah Livia den Gefangenen wieder, nachdem sie vergebens versucht hatte, ihn in seinem Kerker zu

sprechen. Ihre Bitten, ihre Thränen vermochten nicht die Strenge der Behörden zu erweichen, nicht das Herz des Untersuchungsrichters zu rühren. Bei der ersten Nachricht von Steiner's Verhaftung war sie herbeigeeilt, Alles vergessend, seine Härte vergebend, bereit, sein unverdientes Schicksal zu theilen, seine traurige Lage, so weit dies möglich war, mit allen ihr auferlegten Opfern zu erleichtern, selbst auf die Gefahr hin, von ihm zurückgestoßen und abgewiesen zu werden.

Aber selbst dieser Trost war ihr versagt und jeder Weg zu dem geliebten Mann blieb ihr verschlossen, so daß sie die Hoffnung aufgeben mußte, sich ihm wieder zu nähern, im Unglück ihm beizustehn, ihm jene Liebe zu bethätigen, von der ihr Herz mehr als je in diesem Augenblick erfüllt war.

In ihrer Verzweiflung gewährte ihr der junge Freund Steiner's eine unerwartete Stütze, als er sie eines Tages in seiner Verkleidung aufsuchte, um ihr mit der höchsten Selbstverleugnung, ohne die eigene Gefahr zu achten, seine Dienste anzubieten, welche sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht zurückweisen durfte.

Mit der größten Opferfreudigkeit widmete er sich

ausschließlich der angebeteten Frau, ohne einen andern Lohn zu beanspruchen, als ihren Kummer, ihren Schmerz theilen zu dürfen. Beide hatten nur den einen Gedanken, den Gefangenen zu retten und aus seinem unwürdigen Kerker zu befreien, obgleich alle bisherigen Schritte erfolglos geblieben waren.

Jetzt erwarteten sie mit Bangigkeit den Ausspruch des Gerichts, das über Leben oder Tod des Angeklagten entscheiden sollte. Die Geschwornen waren allerdings nicht geeignet, ihre Hoffnung zu beleben, da sie fast ohne Ausnahme der entgegengesetzten Partei angehörten. Meist waren es zwar angesehene, aber durch ihre conservative Gesinnung bekannte und darum vorzugsweise zu diesem Zweck berufene Bürger, Hoflieferanten, pensionirte Beamte, Rentiers, die als Fanatiker der Ordnung von vornherein gegen jede liberale Bewegung feindlich gesinnt erschienen.

An ihrer Spitze stand ein pietistischer Seminar-Direktor, einer jener finstern Frömmlinge, der Steiner schon um dessen religiöse Freisinnigkeit haßte und ihm das Buch „Christus und die Kirche" nie verzeihen konnte. Trotz seiner sanften Mienen und salbungsvollen Haltung verliehen ihm die lauernden, stechenden Augen, die schmalen Lippen, hinter denen

die spitzen weißen Zähne fast unbedeckt hervorblickten, den Ausdruck eines nach Beute spähenden Raubthiers. Ihm zunächst saß ein wohlgenährter Weinhändler mit rosigem Gesicht, ein heiterer Lebemann, ein trefflicher Familienvater, ein gutmüthiger Charakter, der keiner Fliege weh gethan hätte. Aber er besaß die Schwäche für ein kleines buntes Bändchen und schwärmte für den Titel „Commerzienrath,", bereit, um solchen Preis seine angeborne Herzensgüte zu verleugnen. Auch die Physiognomien und Namen der übrigen Beisitzer flößten wenig Vertrauen ein, obgleich sie sonst für Ehrenmänner galten und in der Mehrzahl wohl auch waren, ohne jedoch den nöthigen Muth zu besitzen, der herrschenden Stimmung und dem Drucke der Regierung zu widerstehn.

Der Vorsitzende des Schwurgerichts war ein ausgezeichneter gewissenhafter Jurist aus einer früheren Periode, wo noch der Richterstand eifersüchtig über seine Ehre und Unabhängigkeit wachte, in seinem Innern der freien Richtung zugethan und von der Unschuld des Angeklagten überzeugt. Er hatte nur mit Widerstreben sein heutiges Amt übernommen, nicht ohne inneren Kampf sich den Anordnungen des allmächtigen Justizministers gefügt. Aber die Rück-

sicht auf seine Familie, auf eine geliebte Frau, auf seine Kinder ließen ihm keine Wahl, wenn er sich nicht, wie er glaubte, nutzlos opfern wollte, da die meisten seiner Collegen ihn, minder gewissenhaft, sogleich ersetzt hätten, erfreut über eine so glänzende Gelegenheit, sich in ihrer Carriere zu heben und bei ihren Vorgesetzten zu empfehlen.

Weniger skrupulös dagegen erschien der Ober-Staatsanwalt Börner, eine eben so gefürchtete, als gehaßte Persönlichkeit, ein geborner Großinquisitor, jedoch ohne den entschuldigenden Religionseifer dieser verrufenen Ketzerrichter, kalt und grausam, dabei im höchsten Grade talentvoll und deshalb nur um so gefährlicher. In dem zwar interessanten, aber verlebten Gesicht war keine Spur menschlicher Empfindung zu entdecken, dagegen wurde der Beobachter beim Anblick des glattrasirten Kopfes auf dem langen, beweglichen Hals unwillkürlich an seine Schlangennatur erinnert, welche in seiner Geschmeidigkeit, lauernden Tücke und giftigen Zunge sich verrieth.

In seiner langen, durch juristische Spitzfindigkeit und durch glänzende Schlagworte ausgezeichneten Rede begründete er die Anklage gegen den Gefangenen, wobei er kein Mittel unversucht ließ, um

die Verurtheilung Steiner's herbeizuführen, indem er bald an den Patriotismus und die Loyalität der Geschwornen appellirte, bald ihre Furcht vor dem Gespenst der rothen Republik, ihren Fanatismus für Ruhe und Ordnung geschickt benutzte und ihrer Eitelkeit schmeichelte.

Im Namen des Gesetzes, der bürgerlichen Gesellschaft forderte er die Verurtheilung Steiner's als überwiesenen Hochverräthers, verlangte er die verhängte Strafe eines solchen Verbrechens — den Tod durch das Beil.

Ein banger Schauer schwebte durch den weiten Saal und ein leises Murmeln verrieth die Bewegung der Zuhörer; mancher muthige Mann erblaßte, manche Frau zitterte und Livia hielt sich nur noch mit Mühe aufrecht, da ihre Sinne zu schwinden drohten.

Nur der Angeklagte selbst stand unerschüttert, ungebeugt, hochaufgerichtet in der verhängnißvollen Stunde des Gerichts. Seine blauen Augen leuchteten von einem überirdischen Glanz und seine klare Stirn umschwebte die unsichtbare Glorie des Märtyrers. Von dem Vorsitzenden aufgefordert, vertheidigte er sich selbst mit seiner wunderbaren Beredtsamkeit, mit der unwiderstehlich überzeugenden Gewalt

der Wahrheit, mit der hinreißenden Begeisterung für die Freiheit. Ohne die ihm zur Last gelegten Beschuldigungen zu leugnen oder zu beschönigen, wies er mit zwingender Logik die vollkommene Rechtmäßigkeit seiner Handlungsweise nach, das Lügengewebe des Anklägers zerreißend, indem er sich auf die Heiligkeit und Unverletzlichkeit seines aus den Händen des Volkes empfangenen Mandates berief.

Entrüstet wies er die Verdächtigungen des Staatsanwaltes zurück, daß er und seine Parteigenossen planmäßig den Umsturz der bestehenden Ordnung beabsichtigt hätten, da die Aussagen der Zeugen, und selbst die seiner offenen Feinde, das Gegentheil bekunden mußten. Immer mächtiger, immer gewaltiger klangen seine Worte, als er im Verlaufe der Rede das jetzt in Frage stehende Verfassungswerk, die von dem Parlament geschaffenen, von den meisten Regierungen anerkannten Grundrechte des Volkes berührte und zu seinem Schutz gleichsam anrief.

„Mögen wir auch untergehn," rief er begeistert, „mit unserm Blute das Schaffot röthen, unser Werk wird fortbestehn, uns überdauern, für uns und unsere Unschuld Zeugniß ablegen. Mit geheimer, unauslöschlicher Schrift bleibt es in dem Herzen des Vol-

kes eingeschrieben für ewige Zeiten; wenn auch jetzt nicht sichtbar, so wird der Augenblick kommen, wo ein leiser Hauch, eine kaum merkliche Berührung hinreicht, die verborgenen Zeichen hervorzuzaubern, die verloschenen Farben der Freiheit und Einheit wieder zu beleben. Die Regierungen selbst, welche uns jetzt verfolgen, unsere Schöpfung vernichten wollen, werden sich gezwungen sehn, sie anzuerkennen, uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, oder ihren eigenen Untergang heraufzubeschwören. Die Freiheit selbst ist die schicksalskundige Sybille, die immer von Neuem ihre geheimnißvollen Bücher den verblendeten Fürsten zum Kaufe anbietet und immer wieder von ihnen zurückgewiesen wird, bis sie ihre Thorheit mit dem Verluste ihrer Krone, ihrer Herrschaft büßen. Weil ich dasselbe gethan, werde ich angeklagt, obgleich ich nur ein Bote, ein Verkündiger der Freiheit bin, obgleich mich die unantastbare Würde des Volksvertreters schützt. In mir," fuhr er zu den Geschworenen gewendet fort, „verurtheilen Sie das Volk selbst und indem Sie mich richten, weil ich dem geleisteten Eide treu geblieben, tödten Sie in mir das sittliche Gefühl, das Rechtsbewußtsein der Nation. Hüten Sie sich, eine solche Schuld auf sich zu laden; hüten Sie

sich, sich selbst zu verdammen, indem Sie mich verurtheilen, damit Sie nicht einst dem Wahrspruch der Geschichte verfallen, wie ich in diesem Augenblick dem Ihrigen!"

Ein lauter Beifallssturm unterbrach den Redner, so daß der Vorsitzende mit der Räumung des Zuschauerraums drohte, während der Ober-Staatsanwalt den Antrag stellte, dem Angeklagten das Wort zu entziehn.

Ohne sich einschüchtern zu lassen, fuhr Steiner mit ungebrochenem Muthe fort, indem er die Richter selbst ermahnte, eingedenk ihres heiligen Berufes, ihrer erhabenen Stellung zu sein, ein unsterbliches Beispiel ihrem ganzen Stande zu geben, würdig jener großen Vorbilder, welche ohne jede irdische Rücksicht das Recht der Gewalt gegenüber zu schützen und selbst dem Machtspruch mächtiger Könige in der Ausübung ihres heiligen Amtes zu trotzen wagten. Zugleich forderte er sie ernstlich auf, die ihnen übertragene Verfolgung abzulehnen, da keinem Gerichtshofe des Landes nach seiner Ansicht das Recht zustand, über die Abgeordneten des Volkes abzuurtheilen und das ganze Verfahren gegen ihn der gesetzlichen Begründung entbehrte.

„Schützen Sie," rief er am Schluß, „nicht mich, sondern die bedrohte Gerechtigkeit, bewahren Sie nicht mein Leben, das ich gern und freudig für meine Ueberzeugung hingebe, sondern Ihr eignes Gewissen, Ihre Ehre, Ihren Ruf, damit das alte schöne Wort nicht für immer aus dem Gedächtniß der Welt schwinde: „Es giebt noch Richter in unserm Lande."

Die Aufregung hatte den höchsten Grad erreicht, als der Präsident mit sichtlicher Bewegung die Geschworenen aufforderte, sich zu ihrer Berathung zurückzuziehn.

Todtenstille herrschte, als nach längerer Zeit die Geschwornen wieder in den Gerichtssaal traten. Die Blicke Aller hingen an den Lippen des befragten Obmannes.

„Schuldig!" sprach der pietistische Seminardirektor mit dumpfer Stimme.

Es war, als ob ein Blitzstrahl eingeschlagen gen hätte, betäubend, jede Hoffnung niederschmetternd. Der Vorsitzende erbleichte; nie war ihm sein Amt so schwer gefallen, nur über das glatte Gesicht des Ober-Staatsanwalts glitt ein triumphirendes Lächeln.

Noch ein schwacher Hoffnungsschimmer war ge-

blieben; die Richter verließen den Saal, um sich im Geheimen über das Strafmaß zu berathen. Sie konnten sich, eingedenk der Mahnungen des Angeklagten, für incompetent erklären und somit das Urtheil der Geschwornen vernichten.

Eine lange Pause, die Allen wie eine Ewigkeit erschien.

Endlich öffnete sich die Thür, der Vorsitzende nahm seinen Platz wieder ein und sprach tief erschüttert das Urtheil: Tod durch das Henkerbeil wegen Hochverraths.

Ein lauter Schrei unterbrach seine Ansprache an den Gefangenen, der mit männlicher Fassung das Urtheil entgegennahm.

Unwillkürlich richtete er seine Augen auf die Gallerie, wo er die arme unglückliche Livia an der Seite seines jungen Freundes erkannte.

Nur ein leises Beben verrieth seinen Schmerz, der nicht dem ihm gleichgültigen Leben, sondern seiner verlornen Liebe galt.

Neuntes Capitel.

Verurtheilt.

Von dem treuen Hellwig unterstützt, schwankte Livia aus dem Gerichtssaal, unter der schweren Last ihrer Schmerzes fast erliegend.

„Verurtheilt!“ murmelte sie auf dem ganzen Wege, „Steiner verurtheilt zu schimpflichem Tode und wir müssen es dulden.“

„Ich kann nicht glauben,“ tröstete der Freund gegen seine Ueberzeugung, „daß die Regierung eine solche nutzlose Grausamkeit begehen wird. Der König wird ihn gewiß begnadigen.“

„Nein, nein!“ rief sie bitter. „Ich hoffe auf keine Gnade. Man wird ihn hinrichten, ihn tödten.“

„Noch bedarf das Urtheil der Bestätigung, worüber einige Zeit vergeht. Wir werden sie benutzen und für seine Rettung jedes Opfer bringen.“

„Mein ganzes Vermögen, mein Leben selbst will ich mit Freuden für ihn hingeben.“

Beide entwarfen die verschiedensten Pläne zur Befreiung des Gefangenen, ohne jedoch zu einem festen Entschluß zu gelangen, da die Schwierigkeiten unüberwindlich schienen. Ein Versuch, den Gefängnißwärter zu bestechen, scheiterte an dessen Furchtsamkeit oder Beamtentreue.

Verzweiflungsvoll, hoffnungslos, brütete Livia fortwährend über neue, gewagte Unternehmungen zur Rettung des Unglücklichen. Sie selbst wollte nach dem Beispiel einer hochherzigen Frau in ähnlicher Lage Steiner in seinem Gefängnisse aufsuchen, mit ihm ihre Kleider tauschen und seine Stelle einnehmen. Aber auch dieser Plan erwies sich als unausführbar, da der Gefangene, davon in Kenntniß gesetzt, seine Zustimmung dazu hartnäckig verweigerte.

Trotzdem ließ sich Livia nicht abschrecken, bereit, das Aeußerste zu wagen, vor keinem Hindernisse zu weichen und Alles aufzubieten, um ihr Ziel zu erreichen. So saß sie fortwährend nachsinnend alle ihre Gedanken nur auf den einen Punkt gerichtet, Mittel und Wege zu finden, um Steiner dem furchtbaren Loose zu entziehn.

Vergebens aber suchte sie bei ihren früheren Freunden Rath und Hilfe; nur der ergebene Hellwig war ihr treu geblieben, aber leider durch die gebotene Vorsicht vielfach in seinen Bemühungen gehemmt, da er selbst als Theilnehmer an dem mißglückten Aufstande verfolgt wurde. Der Fanatiker Römisch war dagegen auf seiner Flucht nach Amerika ergriffen und jetzt ebenfalls vor Gericht gestellt worden, hauptsächlich wegen seiner Betheiligung an dem Morde des Fürsten von Schwarzfels angeklagt. Die gegen ihn und seine gefangenen Complicen geführte Untersuchung bedrohte auch Livia mit neuen Verwicklungen. Aber die wahrheitsgetreuen und durch glaubwürdige Zeugen bestätigte Aussagen des Schulamts-Candidaten erwiesen nicht nur die Unschuld Livia's sondern auch ihre großmüthigen, wenn auch fruchtlosen Bemühungen, das Leben des unglücklichen Fürsten zu beschützen.

Die öffentlich gepflogenen Unterhandlungen, welche mit der Verurtheilung der Schuldigen endeten, erregten die besondere Theilnahme der Herzogin von Taland, die mit dem Andenken des Fürsten einen wahren Cultus trieb. Seit seinem Tode lebte sie gänzlich von der Welt zurückgezogen, legte sie die schwarze Trauerkleidung nicht mehr ab, betrug sie

sich in der That, als wenn sie für seine Wittwe gehalten werden wollte.

Ein besonderes Zimmer war, wie man sich erzählte, von ihr zu einer förmlichen Trauerkapelle eingerichtet worden, wo sie alle Reliquien, darunter das wohlgetroffene Bild des Fürsten, von der Hand des berühmten Malers, aufbewahrte. Hier kniete sie stundenlang an dem mittelalterlichen Betpulte, um für das Seelenheil des unglücklichen Geliebten zu beten.

Mit Genugthuung vernahm sie jetzt die Verurtheilung seiner Mörder, obgleich der eigentliche Thäter, jener rothhaarige Corrigende, von dem Arme der irdischen Gerechtigkeit nicht mehr erreicht werden konnte, da er bei jenem blutigen Aufstande den Tod gefunden hatte. Nachdem ihre Rache, wenn auch nicht vollständig, befriedigt war, hielt sich die Herzogin in einer jener großmüthigen Anwandlungen, deren sie wohl fähig war, verpflichtet, dem fanatischen Schulamts-Candidaten einen Beweis ihrer Dankbarkeit dafür zu geben, daß er wenigstens Alles gethan, was damals in seinen Kräften stand, um das Leben des Fürsten zu retten.

Bei ihrem Einflusse gelang es ihr, die ebenfalls

über Römisch verhängte Todesstrafe in mehrjähriges Gefängniß umzuwandeln.

Diese schnell bekannte und verbreitete Nachricht erfüllte Livia's Herz mit neuer Hoffnung, so daß sie den Entschluß faßte, die Herzogin aufzusuchen, um durch deren Beistand auch Steiner zu retten, obgleich sie sich selbst das Beschämende und Demüthigende eines solchen, immerhin gewagten Schrittes nicht verhehlte. Alle ihr nur zu gerechten Bedenken mußten jedoch vor der drohenden Gefahr verschwinden, da sie bereits Alles gethan, was sie vermochte, und ihr kaum noch ein anderer Ausweg übrig blieb.

Wohl sträubte sich ihr Stolz dagegen, als Bittende die Gnade ihrer früheren Nebenbuhlerin anzuflehn, grade diese hochmüthige Frau um deren Verwendung anzugehn; aber der Gedanke an Steiner, an sein trauriges Loos ließ sie alle Rücksichten auf sich selbst, alle bitteren Empfindungen vergessen.

Es war ein schwerer Gang, wohl der schwerste ihres Lebens; nur ihre Liebe hielt sie aufrecht, nur die Hoffnung belebte ihre zagenden Schritte. Mehr als einmal wollte sie umkehren, um der verhaßten Begegnung zu entfliehn, aber muthig kämpfte sie gegen diese Anwandlungen einer gewiß nur verzeihlichen

Schwäche, rang sie mit dem alten Trotz in ihrer Brust, bis sie ihn bezwang.

So standen sich die beiden Nebenbuhlerinnen gegenüber, durch die Hand des Schicksals verbunden und doch innerlich getrennt, die stolze Herzogin und die Gattin des Volksvertreters, von demselben Schmerz erfüllt; die Eine trauernd um den Verlust des Fürsten, die Andere zitternd für das Leben des geliebten Mannes; Beide tief bewegt, von verschiedenen und doch verwandten Empfindungen und Erinnerungen bestürmt.

„Frau Doctor Steiner," sagte die Herzogin mit einer herablassenden Bewegung Livia zum Sitzen einladend, „Sie haben mich zu sprechen gewünscht."

„Das Loos meines Gatten," versetzte sie, „führt mich zu Ihnen, Hoheit und wird mich in Ihren Augen entschuldigen."

„Und was kann, was soll ich für ihn thun?"

„Ihre Hoheit haben, wie bekannt, durch Ihre Verwendung den Schulamts-Candidaten Römisch vor einem schimpflichen Tode bewahrt und eine Umwandlung seiner Strafe bewirkt. Ich flehe um dieselbe Gunst für meinen Mann, dessen unschuldiges Haupt unter dem Beile des Henkers schwebt."

„Sie überschätzen meine Einflüsse in dieser Angelegenheit,“ entgegnete die Herzogin ausweichend.

„Ich weiß, daß ein Wort Ihrer Hoheit genügt, um das drohende Schicksal abzuwenden. Haben Sie Mitleid mit meinem Schmerz und rauben Sie nicht einer Unglücklichen die letzte Hoffnung.“

„Wenn ich auch nicht leugnen will, daß in dem genannten Falle meine Fürsprache nicht ohne Erfolg geblieben ist, so werden Sie selbst einsehn, daß ich nicht wiederholt die Gnade Seiner Majestät in Anspruch nehmen darf, um mich nicht einer abschlägigen Antwort auszusetzen. Die Schwierigkeit ist um so größer, da es sich dies Mal nicht um ein untergeordnetes, unbedeutendes Subject, wie diesen Römisch handelt, sondern um ein einflußreiches, leider uur zu gewichtiges Parteihaupt. Ich selbst würde mich compromittiren und vielfachen Mißdeutungen aussetzen, wenn ich den Lauf der Gerechtigkeit aufhalten wollte.“

„Nicht die Gerechtigkeit, sondern Haß und Leidenschaft verlangen jetzt das Haupt meines unglücklichen Mannes. Wenn Sie eine wahre Freundin des Königs sind, so müssen Sie ihn vor einer Hand-

lung zu bewahren suchen, die seinen Namen, seine Regierung mit ewiger Schmach, mit dem Vorwurf blutdürstiger Grausamkeit befleckt."

„Ich verzeihe," erwiederte die Herzogin sich erhebend, „Ihrem Schmerze eine Aeußerung, die ich nicht gehört haben will. Aber ich kann unmöglich Ihnen auf ein Gebiet folgen, wo unsere Ansichten so von einander abweichen, daß eine Verständigung zwischen uns unmöglich scheint. Deswegen dürfte es besser sein, wenn wir die für uns Beide gleich peinliche Unterhaltung abbrechen."

„Nein, nein!" rief Livia verzweiflungsvoll. „Ihre Hoheit müssen und werden mich anhören. Ich habe ein persönliches Anrecht auf Ihre mächtige Verwendung, und bin bereit, dieselbe um jeden, selbst um den höchsten Preis zu erkaufen."

„Sie irren Sich, Madame!" versetzte die Herzogin mit hochmüthiger Ironie. „Ich treibe keinen Handel mit meiner Gunst, wie gewisse Damen."

„Und doch werden Sie die Begnadigung meines Mannes sich von mir abkaufen lassen, wenn Sie diese Briefe gelesen haben, die ich Ihnen nur um diesen Preis überlassen will."

Gleichzeitig übereichte ihr Livia ein sorgfältig bewahrtes Packet, das die Herzogin jedoch anzunehmen zögerte.

Ein Blick aber, den sie flüchtig auf die Aufschrift warf, entlockte ihr unwillkürlich einen Ausruf der Ueberraschung, da sie die zierliche Handschrift des Fürsten von Schwarzfels erkannte.

„Wie kommen Sie zu diesen Briefen?“ fragte die Herzogin, sichtlich bewegt.

„Sie sind mein theuer erkauftes Eigenthum,“ entgegnete Livia schmerzlich, „an mich gerichtet und stehen Euer Hoheit zu Gebot, sobald mein Gatte durch Ihre Fürsprache gerettet wird.“

„Sie haben den verstorbenen Fürsten von Schwarzfels gekannt?“ fragte die Herzogin nach einer peinlichen Pause, während sie Livia mit ihren Blicken fixirte.

„Oh! daß ich ihn nie gesehn hätte!“

„Sie waren seine —“

Die Herzogin beendete nicht die beleidigende Phrase, welche auf ihren Lippen, begleitet von einem verächtlichen Lächeln schwebte.

„Ehe Sie urtheilen,“ entgegnete Livia würdevoll, „ersuche ich Ihre Hoheit, diese Briefe selbst zu lesen.

Nur die höchste Noth, meine Verzweiflung konnte mich bewegen, grade Ihre Hoheit zur Vertrauten meines Geheimnisses, eines namenlosen Betrugs zu machen, den der Fürst von Schwarzfels an mir begangen hat."

„Sie wissen, daß der Fürst mein Freund wär, das mir sein Andenken heilig ist. Wollen Sie mich beleidigen?"

„Ich will mich nur rechtfertigen und Ihrer Hoheit eine Beschämung ersparen, der Sie so lange ausgesetzt sind, als sich diese Briefe in meinen Händen befinden."

„Sie machen mich in der That neugierig. Bevor ich aber irgend eine Verpflichtung eingehe, werden Sie mir gestatten, daß ich erst von dem Inhalt genaue Kenntniß nehme."

„Ich selbst habe bereits Ihre Hoheit ersucht, diese Briefe zu lesen, welche meine Rechtfertigung enthalten. Ich weiß, daß ich auf Ihre Discretion rechnen darf."

Hastig öffnete die Herzogin das Packet und durchflog mit steigendem Interesse den interessanten Briefwechsel, der ihr über das Treiben des Fürsten eben so unerwartete Aufschlüsse, wie über seinen ganzen

Charakter gab. Obgleich sie eine, selbst in ihrer Lebenssphäre seltene, von Jugend auf geübte Selbstbeherrschung besaß, so vermochte sie doch nicht gänzlich ihre Erschütterung zu verbergen, ihre Aufregung zu verleugnen, als sie in kaum glaublicher Weise ihre leidenschaftliche Neigung verrathen sah. Unwillkürlich hob und senkte sich ihr Busen, verdüsterte sich das stolze Gesicht, verriethen ihre Züge den tiefen Schmerz der erfahrenen Täuschung, die demüthigende Scham einer solchen Erniedrigung, noch verschärft durch die Gegenwart ihrer bevorzugten Nebenbuhlerin.

Aber der aufsteigende Haß gegen Livia mußte bald der ruhigen Ueberlegung weichen. Trotz ihrer Toleranz und der in den höheren Kreisen für derartige Sünden herrschenden Nachsicht, welche die Herzogin eben so leicht übte, als für sich beanspruchte, sah sie sich gezwungen, die unerhörte Frivolität des Fürsten zu verdammen, empört durch seinen doppelten Treubruch. Zugleich entging ihrem Scharfblick nicht, daß sie selbst mehr oder minder compromittirt werden konnte, wenn dieser Briefwechsel in die Oeffentlichkeit gelangte und der begangene Betrug bekannt wurde.

Seine Schmach fiel zum Theil auf sie selbst zurück, seine Schande war die Ihrige und außerdem konnte sie kaum dem Fluch der Lächerlichkeit als seine verlassene und hintergangene Geliebte entgehn.

Die Rücksicht auf sich selbst und ihre Standesgenossen, ihre Klugheit und Lebenserfahrung riethen ihr jetzt jede aufsteigende Empfindlichkeit zu unterdrücken und selbst das größte Opfer zu bringen, um das Andenken des Fürsten vor der verdienten Verachtung zu bewahren, um den öffentlichen Scandal zu vermeiden, der nicht nur sie, sondern die gesammte hohe Aristokratie in einem ihrer hervorragendsten Mitglieder blosstellen mußte.

„Wohlan!" sagte sie, nachdem sie sich einigermaßen gesammelt hatte. „Ich bin nicht abgeneigt, auf Ihren Vorschlag einzugehn, jedoch nur unter einer Bedingung."

„Hoheit werden mich bereit finden, auf jede Bedingung einzugehn, die sich mit meiner Ehre und der Ehre meines Gatten verträgt, wenn Sie mir versprechen können, ihn durch ihre Verwendung zu retten."

„Ich glaube, mich dafür verbürgen zu dürfen,

obgleich ich Ihnen nicht verhehlen will, daß die Freilassung Ihres Gatten bei der mir bekannten Gesinnung Seiner Majestät nicht zu erwarten steht. Ich hoffe jedoch durch meine Fürsprache eine Umwandlung der Todesstrafe mit Gewißheit zu verlangen; mehr kann ich Ihnen nicht versprechen."

„Ich bin auch damit zufrieden, wenn Steiner nur am Leben bleibt."

„Darauf gebe ich Ihnen meinen Wort, da Seine Majestät mir noch nie eine derartige Bitte versagt haben, um so weniger in diesem Falle, wo, wie ich jetzt erst erfahren habe, wesentliche Milderungsgründe mein Gnadengesuch unterstützen. Als Gegendienst fordere ich von Ihnen außer der Ueberlassung dieser Briefe das strengste Stillschweigen über diese, uns Beide gleich compromittirende Angelegenheit."

„Ihre Hoheit mögen mir vertrauen. Sobald Steiner nicht mehr in Gefahr schwebt, haben die Briefe alles Interesse für mich verloren. Für mein Stillschweigen bürgt Ihnen mein Verhältniß zu dem Fürsten, dessen Veröffentlichung ich noch mehr scheuen muß, als Sie selbst."

„Verlassen Sie Sich ganz auf mich. Ich werde Ihren Gatten retten.“

Getröstet verließ Livia die Herzogin, welche sogleich den Befehl ertheilte, die Trauerkapelle zu schließen und das Bild des Fürsten von der ihm angewiesenen Stelle zu entfernen.

Zehntes Capitel.

Im Zuchthause.

Unterdeß erwartete Steiner in seinem Gefängniß den Tag seiner Hinrichtung mit männlicher Ergebenheit in sein Geschick. Er hatte mit dem Leben abgeschlossen und fürchtete nicht den Tod, dem er mit Muth und Festigkeit entgegensah.

Wohl schmerzte auch ihn der Abschied einer Welt, in der ihm noch so viel zu thun übrig blieb, die er trotz so mancher bittern Erfahrung noch immer liebte. Wohl schauderte er trotz seines hohen Geistes vor dem furchtbaren Blutgerüst zurück, sträubte sich seine Seele vor dem Gedanken der Vernichtung. Aber all die düstern Bilder, die sich ihm unwillkürlich aufdrängten, mußten vor den erhabenen Betrachtungen weichen, denen er sich im Angesicht des Todes überließ.

Er fand den wahren, einzigen Trost in seiner

Brust, in der Reinheit seiner Ueberzeugung, in dem festen Glauben an den endlichen Sieg der Freiheit und der Wahrheit, für die er jetzt mit seinem Leben eintreten sollte. Vor seiner Seele standen alle die heiligen und begeisterten Märtyrer, das Beispiel jener zahlreichen großen Männer und Frauen, welche in der Stunde der Versuchung sich bewährt und über die Schrecken des Grabes triumphirt hatten. Wie sie, wollte auch er leiden und sterben für die ewig unvergängliche Idee.

Je näher der verhängnißvolle Augenblick an ihn herantrat, desto ruhiger und leidenschaftsloser schlug sein Herz. Auch für ihn war der Tod gleichsam der Prüfstein des ganzen Menschen, das Probeexempel für die Rechnung des Lebens. Die anfängliche Bitterkeit, womit ihn seine ungerechte Verurtheilung erfüllte, war einer milden und versöhnlichen Stimmung gewichen, und der mit ihr verscheuchte Friede kehrte in die schmerzlich bewegte Brust zurück.

Er bedurfte nicht des religiösen Trostes, den ihm der Gefängnißprediger mit frommer Zudringlichkeit spenden wollte, indem Steiner in sich selbst die ausreichende Kraft und Stütze in seinem Unglück fand. Sein Glaube war der Glaube all der hohen und

erleuchteten Geister, die Religion der Liebe, der Humanität, frei von jedem beschränkenden Dogma, das wahre, reine Christenthum.

Auch hier huldigte er einzig und allein der Wahrheit, die ihn beseelte, blieb er sich selbst im Angesicht des Todes treu. Keine Furcht vor dem ungekannten Jenseits trübte seinen Geist, da er an den Pforten der Ewigkeit stand.

Eine unsagbare Milde war über sein ganzes Wesen ausgegossen und all seine Gedanken athmeten Liebe und Versöhnung.

Vor Allen verzieh er dem unglücklichen Weibe, das ihn so schwer betrübt, ihre Verirrungen und die bittere Täuschung, die er durch sie erlitten. Er dachte an Livia voll Mitleid, mit Wehmuth, indem er ihr von ganzem Herzen vergab. Nur ihren Wunsch, ihn wiederzusehn, dem jetzt von Seiten der Behörden nach seiner Verurtheilung kein Hinderniß mehr entgegengestellt wurde, lehnte er mild, aber entschieden ab. Dagegen schrieb er ihr Worte des Trostes und der Stärkung, sein schmerzliches, aber versöhnliches Lebewohl für immer.

Während Steiner in dieser Weise sich für den Tod vorbereitete, und seine letzten Verfügungen traf,

hatte die Herzogin von Taland ihr Versprechen gehalten und durch ihren noch mächtigen Einfluß seine Begnadigung bewirkt, ohne daß er selbst eine Ahnung davon hatte.

Als sich eines Tages die verschlossene Thür seines Kerkers öffnete, und der Richter mit feierlich ernster Miene eintrat, glaubte Steiner, daß dieser gekommen sei, um ihm die Bestätigung des Todesurtheils mitzutheilen.

Ruhig und gefaßt erhob er sich von seinem elenden Lager, um die Entscheidung zu vernehmen.

„Ich bin beauftragt," sagte der Richter nach einigen einleitenden Worten, „Ihnen Ihre Begnadigung anzukündigen."

„Meine Begnadigung!" rief Steiner überrascht.

„Seine Majestät hat sich bewogen gefunden," fuhr der Richter stockend fort, als schäme er sich seines Auftrags, „die über Sie verhängte Todesstrafe in lebenslängliche Zuchthausstrafe umzuwandeln."

Steiner stieß einen Schrei höchster Entrüstung aus, nachdem er sich von seiner Betäubung erholt hatte.

„Eine solche Begnadigung klingt wie Hohn. Lieber, tausendmal lieber den Tod, als eine solche Beschimpfung."

„Ich hoffte, Sie voll Dank für die erwiesene Huld zu finden.“

„Dank dafür, daß man mich gleich dem gemeinsten Verbrecher entehrt, mich wie einen Dieb und Mörder behandelt!“

Erröthend verließ der Richter den unglücklichen Gefangenen, der allein mit seinem Schmerze, seiner Verzweiflung blieb.

Schon am nächsten Morgen wurde Steiner nach der Festung abgeführt, wo ihn das Zuchthaus für immer aufnehmen sollte. Ein Gefangenwärter und zwei Soldaten mit geladenen Gewehren begleiteten ihn nach dem Bahnhof. Die gedankenlose Menge starrte neugierig den Gefangenen an; einige sogenannte Patrioten vermochten nicht, ihre Schadenfreude über den verurtheilten „Rebellen“ zu verbergen, nur einige treu gebliebene Gesinnungsgenossen verriethen durch geheime Zeichen ihr Mitleid, ihre Trauer über eine solch unwürdige Behandlung.

Auf dem Perron des Bahnhofes wartete Livia mit dem treuen Hellwig, um Steiner noch einmal zu sehn.

Bei seinem erschütternden Anblick jedoch versagte ihr die Kraft, fehlte ihr der Muth, ihn anzureden.

Ihre Kniee schwankten und das Gefühl ihrer neuen, wenn auch absichtslosen Schuld drückte sie vollends zu Boden. Sie hatte ihm zwar durch die Vermittlung der Herzogin das Leben gerettet, aber um den Preis der tiefsten Erniedrigung. Deshalb wagte sie nicht, ihm jetzt zu nahen, ihm zum Abschied noch einmal ihre Hand zu reichen.

Tief erschüttert stand sie trostlos, in namenloser Pein und starrte auf den heißgeliebten Mann, dem sie unter allen Verhältnissen ein Unheil zu bringen schien. Selbst den Abschied von ihm mußte sie sich selbst versagen, im Bewußtsein ihrer Unwürdigkeit.

Ihr Herz war zerrissen, nicht nur von dem eigenen Leid, sondern von all den Qualen, die er selbst in diesem Augenblick zu leiden hatte, die sie mit ihm theilte. Selbst der einzige Trost des Unglücks war ihr versagt, sie konnte nicht weinen, trotzdem das unendliche Weh ihr die Brust zu sprengen drohte.

„Vorwärts!" kommandirte der Gefängnißwärter und nöthigte mit einer rohen Gebärde den Gefangenen, in das für ihn bestimmte Coupee einzusteigen, wo er in Gesellschaft anderer Sträflinge, von Räubern, Dieben und Mördern eingeschlossen wurde, während die beiden Soldaten mit ihren Gewehren

sich zur rechten und linken Seite neben ihm aufpflanzten.

„Kommen Sie," bat Livia's Begleiter leise und ersparen Sie sich das furchtbare Schauspiel."

Aber sie hörte nicht; mit thränenlosen Blicken starrte sie dem Zuge nach, bis er verschwand, ein Bild der Verzweiflung, als wäre sie in Stein verwandelt. Nur mit Gewalt vermochte Hellwig sie fortzuführen.

Gleich dem ehernen Schicksal riß die Lokomotive schnaubend, keuchend den Gefangenen unaufhaltsam seinem Ziele entgegen. Wie im Traume flogen an ihm Dörfer und Städle, Felder und Wiesen, Berge und Thäler vorüber, hier ein stattliches Schloß, dort eine elende Hütte, blühende Gärten, traurige Kirchhöfe mit eingesunkenen Gräbern und verfallenen Grabsteinen, ein Abbild des eigenen Lebens, über das er jetzt in stummer Verzweiflung brütete.

Der lang entbehrte Anblick der Natur wirkte jedoch beruhigend auf das empörte Herz. Mit vollen Zügen athmete er die erquickende Luft, die ihn förmlich berauschte, während die einförmige Bewegung der Maschine ihn bald in einen wohlthätigen Schlummer versenkte, aus dem er erst in der Nähe der Festung durch den grellen Pfiff der Lokomotive geweckt wurde.

Während er schlief, umschwebte ihn ein holder Traum; er war wenigstens im Schlafe frei und glücklich. Um so furchtbarer war jetzt sein Erwachen.

„Marsch in das Zuchthaus!" befahl der Gefängnißwärter den Gefangenen, nachdem sie aus dem Wagen gestiegen waren.

Steiner folgte der Eskorte, die den Weg nach einem dunklen, von einer hohen Mauer umgebenen Gebäude einschlug.

Da stand es unheimlich gespenstisch im Zwielicht der indeß eingetretenen Dämmerung, gleich einem verwunschenen Zauberschloß, von bösen Geistern und Dämonen bewacht, eine moderne Hölle mit der unsichtbaren Inschrift: Voi chi intrate, lasciate ogni speranza!

Auf ein gegebenes Zeichen öffnete eine unsichtbare Hand die schweren, mit Eisen beschlagenen Thorflügel, die sich eben so geheimnißvoll hinter ihm schlossen.

Er war im Zuchthaus!

Nach einigem Verweilen in dem dunklen Gang erschien ein Oberaufseher mit mürrischen verdrossenen Mienen.

„Hut ab!“ herrschte er Steiner an, der noch seine gewöhnliche Kopfbedeckung trug.

Mit entblößtem Haupte folgte er seinem Zuchtmeister über eine Reihe weitläuftiger Höfe, nach der Wohnung des Zuchthausdirektors, eines pensionirten Militairs, in dessen Zügen sich eine seltsame Mischung von soldatischer Rohheit und pietistischer Heuchelei verrieth.

„Mein Sohn,“ sagte er in salbungsvollem Ton, „Du mußt jetzt Deinen Blick von der Außenwelt abwenden, und Dich einzig und allein mit Deinem Christus beschäftigen, der zu Deinem Heil Dich in dieses Haus geschickt, damit Du Deine Sünden bereuen, Deine Seele noch retten kannst.“

Steiner vermochte nicht zu antworten; wohl dachte er an den Erlöser, dessen heiliger Name so geschändet wurde, um die rohste Tyrannei, den empörendsten Mißbrauch der Gewalt zu beschönigen.

Nach diesem wohlmeinenden Empfang ließ der Herr Direktor durch den Oberaufseher mit lauter Stimme die sogenannten Hausgesetze verlesen. Schon die Einleitung belehrte den Gefangenen, daß er, in diese Anstalt einmal eingetreten, seine bürgerliche Stellung verloren und keinen eignen Willen mehr

habe. Er war von nun an nicht nur seiner körperlichen, sondern auch seiner moralischen Freiheit beraubt, zu einer fortwährenden Abhängigkeit verurtheilt; so daß er weder stehn, noch gehn, weder sprechen, noch sich bewegen durfte, außer wenn es ihm geboten wurde.

Bei dem in diesem Zuchthaus herrschenden System, welches das sogenannte Pensylvanische war, sah er sich fortan zu dem Schweigen des Grabes gezwungen; keinen Gefangenen, nicht einmal seine Aufseher, oder irgend einen anderen Beamten durfte er anreden, wenn er nicht erst durch ein gegebenes Zeichen sich zuvor die Erlaubniß zum Sprechen erbeten hatte. Lachen, worunter auch nur ein Lächeln verstanden wurde, das bloße Umsehn, geschweige ein Wort zog die strengste, entehrende Strafe nach sich. Jeder Versuch wurde mit Stockhieben bedroht.

Während dieser Vorlesung litt Steiner mehr als Todesqualen, jeder neue Paragraph dieser drakonischen Hausgesetze klang ihm wie ein Hohn auf die menschliche Gerechtigkeit, war eine Beleidigung für den unglücklichen Märtyrer und doch kannte er noch nicht den ganzen Umfang der über ihn verhängten Beschimpfung.

Auf einen Wink des Direktors führte ihn jetzt der mürrische Oberaufseher in eine zu diesem Zwecke bestimmte Zelle, indem er Steiner den Befehl ertheilte, sich auszukleiden. Er mußte seine bisherige Garderobe ablegen und sich einer genauen zugleich schimpflichen und das Schamgefühl empörenden Untersuchung unterziehen. Der Züchtling durfte nichts von Werth behalten und selbst der goldene Trauring Livia's wurde ihm, da er nur allzufest an seinem Finger saß, mit Gewalt abgezogen. Unwillkürlich stieß er einen leisen Schrei aus, so daß selbst der rohe Oberaufseher inne hielt und ihn fragte, ob er ihm weh gethan.

„Ich möchte den Ring gern behalten," sagte Steiner in bittendem Ton.

„Das geht nicht; es ist gegen die Ordnung."

„Dann möchte ich Sie ersuchen, ihn meiner Frau zu übergeben."

„Darüber hat allein der Herr Direktor zu bestimmen."

Der peinlichen Scene folgte der nicht minder peinliche Akt des Einkleidens. Die Stimme des Oberaufsehers riß Steiner aus seiner dumpfen Betäubung und forderte ihn jetzt auf, die gewöhnliche Sträflingstracht, ein Hemde von grober, ungewaschener Hanf-

leinwand, blau und weißgestreifte Beinkleider, von derbem Zwillich und eine Jacke von demselben Stoff anzulegen, die seine ungewohnte Haut blutig scheuerten. Dazu kam noch eine kleine Zwillichmütze, deren Schirm das ganze Gesicht gleich einer dunklen Larve bedeckte und nur durch zwei Ausschnitte für die Augen das Sehen gestattete. An diesen Kleidern trug er das Abzeichen der zu lebenslänglicher Strafe verurtheilten Züchtlinge und eine daran geheftete Zahl.

Er hatte nicht mehr einen Namen, sondern war nur noch Nummer 289.

All diese kleinlichen, aber um so kränkenderen Seelenqualen waren darauf berechnet, den Muth des unerschrockenen Volkshelden zu beugen, sein stolzes Herz zu demüthigen. Doch die ausgesuchteste, raffinirteste Geistestortur scheiterte bisher an seiner moralischen Willenskraft. Selbst die unwürdigste Behandlung vermochte nicht, seinen Muth zu beugen, ihm ein Zeichen der Schwäche zu entpressen, auf das seine Feinde lauerten.

Aber die ihm auferlegte Prüfung war noch nicht erschöpft, die Rache seiner Peiniger noch nicht befriedigt.

Von Neuem forderte ihn der Oberaufseher jetzt

auf, ihm zu folgen, indem er ihn absichtlich durch eine Reihe von Sälen führte, wo seine jetzigen Schicksalsgefährten mit den verschiedensten Arbeiten, mit Wollkratzen, Spinnen und Spulen unter Aufsicht der Gefangenwächter beschäftigt waren.

Die Grabesstille, welche in den unheimlichen Räumen herrschte, wurde nur noch durch das eintönige Schnurren der großen Wollspinnräder um so drückender und unheimlicher. Die meisten der Gesichter dieser Zuchthaussträflinge, vom scharfen Licht der bereits angezündeten Gaslampen grell beleuchtet, trugen den unauslöschlichen, unverkennbaren Stempel des Lasters und Verbrechens. Hier saß ein bekannter Raubmörder mit brutalen, verhärteten Zügen; dort ein rückfälliger Taschendieb mit pfiffigen Mienen und blinzelnden Augen. Dazwischen erkannte Steiner manchen seiner früheren Parteigenossen, die wie er, für ihre Freiheitsliebe, oder für ihre jugendliche Verirrung büßten, edle und gebildete Männer aus den besten Ständen.

In einer Ecke saß ein Künstler, dessen hohe Stirn und edel geformte Physiognomie unwillkürlich interessirten und kratzte Wolle mit denselben Händen, welche einst im Dienst der Schönheit standen. An der andern Seite drehte ein junger Student von fast

mädchenhafter Zartheit mit schwärmerischen blauen Augen und dem Gesichte eines Liebesgottes das schwere Spinnrad mit zitternden Händen, während ein Gelehrter von anerkanntem Ruf, dessen hektisch gefärbte Wangen ihn als ein Opfer der drohenden Schwindsucht bezeichneten, in eine Wolke von feinen Staubfasern gehüllt, mit der Reinigung der Wolle beschäftigt war.

Die Gleichheit vor dem Gesetz erschien in dieser Gestalt als die furchtbarste Ironie der Gerechtigkeit. Neben dem alten verhärteten Verbrecher, dessen Ehrgefühl längst erstorben war, büßte der jugendliche Sträfling, der zum ersten Mal der Verführung erlegen, mit dem rohen, verhärteten Bösewicht, dem stumpfsinnigen Idioten, Männer von ausgezeichneter Bildung, aus einer höheren Lebenssphäre, welche darum doppelt im Zuchthause Qualen litten, die in keinem Verhältnisse zu ihrem Vergehen standen.

Steiner erwartete, in demselben Saal, unter den übrigen Sträflingen seinen Platz zu finden und befreundete sich bereits mit dem Gedanken, wenigstens in Gesellschaft menschlicher Wesen, in der Nähe seiner früheren Parteigenossen, wenn auch zwischen Räubern und Dieben zu leben. Aber die ihm zugedachte Strafe

war darauf berechnet, ihn noch tiefer zu demüthigen, noch härter zu treffen.

Wie er erst später erfuhr, waren in Bezug auf seine Person besondere Instructionen erlassen worden. Man wollte ihn nicht nur züchtigen, sondern moralisch vernichten, ihn im pietistischen Geiste der siegenden Partei durch die ausgesuchtesten Geistesmartern zum Abfall von seinen Grundsätzen, zur Abschwörung seiner religiösen und politischen Ueberzeugung zwingen. Die Würde des Gesetzes, die Heiligkeit des Rechts wurde in diesem Falle auf das Schändlichste gemißbraucht, um dem Haß und der Rache der Reaction zu dienen.

Nach kurzem Verweilen in dem gemeinsamen Arbeitssaal führte der Oberaufseher den Gefangenen wieder mit sich, ohne ihn eines Wortes zu würdigen. Auf dem schwach erleuchteten Gange schloß derselbe eine Zelle auf, die er Steiner als dessen künftige Wohnung anwies. Mit Entsetzen erblickte dieser den engen Raum, die nackten, kahlen Wände, den mit Fliesen belegten kalten Fußboden, kaum sechs Schritt lang, die wie ein Sargdeckel gewölbte Decke. Selbst das dem elendesten Wesen gegönnte Licht war hier ausgeschlossen, indem das in unerreichbarer Höhe angebrachte Fenster in einer mattgeschliffenen Fenster-

scheibe bestand, welche nur trübe und gebrochen die Sonnenstrahlen eintreten ließ.

In einer Ecke war ein angeschlossenes Brett befestigt, auf dem ein Wasserkrug stand; an der Wand das elende Lager, ein hartgestopfter Strohsack. In der Thür war ein Loch mit einer Klappe angebracht, durch die der Gefangene zu jeder Zeit von Außen beobachtet werden konnte, ohne selbst zu sehn.

Das Ganze glich einem finstern Grabe für Lebende, einer Eishöhle, die den Gefangenen erstarrend umschloß und für immer von der Welt lostrennte. Es war der Tod in seiner furchtbarsten Gestalt, der Tod des lebend Begrabenen, mit der ganzen Agonie der Verzweiflung, der Steiner hier entgegenstarrte.

Aus einem Winkel dieser Höhle nahm jetzt der Oberaufseher einen Gegenstand, den der Gefangene in seiner Verwirrung nicht sogleich erkannte.

Es war ein Spinnrad, das er vor Steiner hinstellte.

„Das schickt Dir," sagte er mit grinsendem Lächeln, „der Herr Direktor, damit Du Beschäftigung hast."

„Ich kann aber nicht spinnen," stöhnte der Unglückliche.

„Du wirst es schon hier lernen. Man wird

es Dir beibringen und wenn Du nicht täglich Deine Zahl lieferst, kannst Du mit der Peitsche bald Bekanntschaft machen."

Mit diesen Worten entfernte sich der Oberaufseher und ließ den Gefangenen allein.

„Gott, schütze mich vor Wahnsinn!" murmelte Steiner, indem er thränenlos, verzweifelt auf das elende Lager sank.

Ende des zweiten Bandes.

Ring, Max,

Fürst und Musiker Zeitroman

Bd.: 2. Band

Berlin 1869